

VERBODAZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Nr. 18.

Monatlich vier Nummern.

Berlin, 5. Mai 1890.

Preis: Vierteljährlich 2 Mark 50 Pf.
in Oesterreich-Ungarn 1 fl. 50 Kr. ö. W. exkl. Stempel.

36. Jahrg.

Wahrheit.

Erzählung von Eva Tren.

Nachdruck verboten.

Wenn du jetzt so schwere Bedenken zu haben meinst, hättest du ihn in Waldberg nicht so ermutigen dürfen, Rena."

Die Dame, welche das sagte, legte dabei den Brief, der mehrfach durchlesen und durchsprochen worden war, in einer Weise auf den Tisch, welche die Gereiztheit nur mangelhaft verbergte. Die feine, beringte Hand zerknitterte das Papier merklich.

"Ich habe nicht gemeint, ihn zu ermutigen, Tante."

"O!" Ein spöttisches Lächeln ging über das kluge, zwar nicht mehr jugendliche, aber immer noch hübsche Gesicht der Regierungsrätin Bauer. "Nun, ich bin wohl alt geworden, mein Kind, und weiß nicht mehr, wie ihr Mädchen von heutzutage ein Benehmen wie das deinige nennt. Wenn du dich wirklich nicht für ihn interessierst, so laß dir gesagt sein, daß dein Betragen zum Verwechseln der Kofetterie gleich."

Das Mädchen ihr gegenüber stand auf, trat an das Fenster und sah in den sonnenbeschienenen Garten hinaus. Nach einem Augenblick wandte sie der Tante das feine, etwas blaße Gesicht wieder zu. Auch in ihrer Stimme klang eine kaum unterdrückte Erregung.

"Wenn ich ihm zu unumwunden gezeigt habe, wie hoch er mir steht," ein feines Rot stieg ihr bis an die Schläfen, "so mag es sein, daß ich damit ein Unrecht beging. Er konnte ja nicht wissen, wie vollständig ich mit alledem, was anderen Mädchen wünschenswert erscheint, abgeschlossen habe — lange, du weißt es doch besser als irgend ein anderer Mensch, Tante. Er sah nur mein junges Gesicht und daß er mir gefiel; du hast recht, ich hätte von Anfang an anders handeln sollen. Aber wenn ich einmal irrte, so brauche ich deshalb nun doch nicht Fehler auf Fehler zu häufen."

"Und was denkst du ihm also zu schreiben?"

"Nein! natürlich."

"Mit Gründen oder ohne solche?"

Das junge Mädchen zögerte. "Ich muß das noch überlegen. Meinem Gefühle nach wäre es das allein Richtige, ihm einfach die Wahrheit zu sagen. Ich weiß nicht, warum du das nicht zugeben willst. Mein Gott, es ist ja doch nicht meine Schuld, sondern ein Verhängnis, dem ich verfallen bin. Und trotz der Pein und Aufregung, in die mich das Rühren an diese Dinge jedesmal versetzt, will ich doch die lieber ertragen, als das Bewußtsein, von ihm mißverstanden zu werden."

Auch die Tante war an das Fenster getreten.

"Rena," sagte sie, dem Mädchen die Hand auf die Schulter legend, "laß uns nun endlich einmal wie vernünftige Leute reden. Sieh, ich habe dir deine Grillen bisher gelassen, weil ich dachte, wenn einmal ein braver Mann käme, der dich haben wollte und den du lieb hättest, so würden sie schon von selbst den Weg aller Thorheit gehen. Dies ist der erste Heiratsantrag, der dir gemacht wird, und es wird möglicherweise der letzte sein.

Daß du völlig ohne Vermögen bist, daß

mein Mann und ich dir unserer eigenen Kinder wegen nicht einmal eine Aussteuer werden geben können, das alles ist hier genügend bekannt, und es ist für heiratslustige junge Männer nicht eben verlockend. Die Art deiner Schönheit ist außerdem nicht jedermanns Geschmack und dein zurückhaltendes Wesen ebensowenig. Die Hand, welche das Glück dir jetzt reicht, zieht

es vielleicht ein für allemal zurück, wenn du sie nicht ergreifst, auch ohne daß das andere bekannt wird. Dessen bedarf es garnicht; eine Partie bist du auf keinen Fall. Nun aber, wenn du jetzt deinen romantischen Grillen nachgiebst, wenn du überhaupt nicht heiratest, wie hast du dir dein Leben künftig dann gedacht?"

"Ich weiß es nicht, Tante," sagte das Mädchen sehr leise, "ich hoffe, Gott findet dann irgend einen Weg für mich."

"Ja, ja, das klingt ganz gut, aber Theorie und Praxis sind später zweierlei. Güte dich, daß du dann nicht bereuist, eines guten Mannes Schutz abgelehnt zu haben, der dich liebt und den du liebst. So sagtest du doch?"

"Nein, ich sagte es nicht, aber es ist so. Ich habe Werner lieb, viel, viel zu sehr, als daß ich ihm eine Last aufbürden möchte, wie ich es sein werde. Ich habe ihn —" und das feine Rot kehrte wieder, "so lieb, daß gerade das reinste, sonnigste Glück mir gut genug für ihn sein würde. Was habe ich zu geben? Sorge und Herzeleid würde ich ihm in sein Haus tragen, nichts, nichts weiter. Menschen wie ich sollen nicht ein anderes geliebtes Leben an sich fesseln. Man lebt ja doch nicht für sich allein."

"Aber jeder ist sich selbst der nächste, mein Kind. Ueberdies vergißt du eines: das, was du 'dein Verhängnis' nennst, wird dir doch keineswegs unwiderruflich beschieden sein. Es kann kommen, ja —"

"Es wird."

"Das kannst du nicht wissen. Es kann kommen, aber es muß nicht."

"Die größte Wahrscheinlichkeit spricht dafür."

"Kind," sagte die ältere Dame mit einem Klange von Herzlichkeit in der Stimme, der ihr vorhin gefehlt hatte, "ich weiß nicht, warum du dich so eigenfönnig und selbstquälerisch an diese traurige Möglichkeit klammerst. Du sagst, Gott wird wohl in irgend einer Weise einen Weg für dich finden, wenn du allein bleibst, warum kannst du denn nicht auch darauf bauen, daß er ein drohendes Unglück von dir abzuwenden vermag? Kein Mensch ist allwissend, auch kein Arzt; die Wissenschaft macht heutzutage fast von Stunde zu Stunde Fortschritte. Heilmittel werden entdeckt, von denen man früher keine Ahnung hatte. Und selbst die Aerzte wagen nicht, dich ohne Hoffnung zu lassen. Warum willst du und nur du ganz allein halstarrig auf dem Schlimmsten bestehen und vielleicht dich und Werner auf Lebenszeit unnütz unglücklich machen? Sage mir nur, warum eigentlich?"

Renate antwortete nicht. Wie schwer der Kampf war, den sie durchzumachen hatte, verrieten nur die schnellen Atemzüge und die fest ineinander verschlungenen Hände. "Glücklich sein, glücklich sein!" klang es in ihr. Ihr Herz schlug doch auch jung und warm, verlangte auch nach seinem Anteil am Guten dieser Erde. Glücklich sein — ach, glücklich und geliebt sein, einen Platz haben, an den man gehört, wo man nicht wieder und wieder hören muß, daß man ungeliebt und überflüssig ist, eine Hand haben, die einen treulich festhält auch in trübsten Tagen — leben! Sie liebte diesen Mann, der sie zu seiner Frau machen wollte, liebte ihn, als hätte sie ihn ihr lebenslang geliebt, anstatt ein paar kurze Reisewochen in der Sommerfrische. Ein Jahr des Glücks an seiner Seite würde ihr alles, alles, was später kommen



Feines Bouquet. Gemälde von Vinc. St. Lerche.

könnte, hundertfach aufwiegen. Und sie brauchte nur ein Ja zu sprechen, um das alles in der Hand zu halten.

„Man müßte ihm wenigstens alles sagen und dann ihm selbst die Entscheidung überlassen“, sagte sie endlich langsam.

„Um Gotteswillen!“

Die Regierungsrätin hatte es nicht sagen wollen, der Ausruf war ihr unwillkürlich entchlüpft. „Um Gotteswillen“, fügte sie nun einlenkend hinzu, „nur nicht in deiner rücksichtslos ehrlichen Art, Rena, die dich und alles, was dich betrifft, stets in das ungünstigste Licht stellt.“

Das Mädchen hatte nur den ersten Ausruf gehört. Das ohnehin blasse Gesicht wurde noch ein wenig bleicher, ein Ausdruck von großer Traurigkeit trat in die schönen, sanften, braunen Augen.

„Siehst du, Tante, du selbst meinst, daß die Last zu groß ist, als daß jemand sie mit offenen Augen auf sich laden würde. Du selbst fürchtest, daß seine Liebe dazu nicht ausreicht, und ich — ich sollte —“

„Wie du nun wieder bist, Kind! Als ob ich dich zu einer Unehrenhaftigkeit verleiten wollte! Du magst ihm davon sprechen, ja, aber es kommt in solchen Dingen unendlich viel auf die Art und Weise an, wie eine Sache dargestellt wird. Es heißt sogar in der Bibel, wir sollen nicht nur ohne Falsch wie die Tauben, sondern klug sein wie die Schlangen. Und ohne das geht es eben auch nicht in der Welt. Jede Familie fast hat ihr Skelett im Hause, der eine verbirgt es hier, der andere da, und in alle Ecken und Winkel darf man fast nirgends sehen. — Was meinst du wohl, wie viele Ehen geschlossen wurden, wenn beide Teile allemal vorher völlig aufrichtig sein wollten? Es wäre entsetzlich, mir graut bei dem Gedanken. Niemand würde mehr heiraten wollen. Der holde Schein, mein Kind, will auch sein Recht haben. Es herrscht eben ein stillschweigendes Uebereinkommen in der Gesellschaft, daß jeder bei solchen Gelegenheiten seine Verhältnisse so günstig zeigt wie möglich. Unehrenhafte Familienmitglieder, mißliebige Verbindungen, erbliche Krankheiten, zerrüttete Verhältnisse, solche Dinge schiebt man möglichst außerhalb der Sehweite, und es wird niemandem einfallen, das ernstlich zu tadeln. Sie thun es eben alle, mein Kind.“

„Ja,“ sagte das Mädchen fast bitter, „die Treue, die fürs ganze Leben aushalten soll, die bricht man gleich im Beginn durch Lüge. — Aber alle thun sie das doch wohl nicht?“

„Mehr oder weniger alle. Mein Gott, die Welt will es so. Und fragst denn du, forschest du so peinlich und ängstlich nach Werners Verhältnissen? Wer weiß, was er dir verbirgt? Wer birgt dir dafür, daß er dir nicht viel mehr verheimlicht, als du ihm?“

„Dafür,“ sagte Rena und hob den Kopf, „dafür bürgt mir meine Ueberzeugung, daß er ein Ehrenmann ist. Wenn ich danach nicht forsche, so ist es, weil ich überzeugt bin, er würde mich nicht täuschen. Einen Mann, der bei der Werbung etwas verschweigt, was auf sein Leben einen störenden Einfluß hat, würde ich verachten. Und mich selbst würde ich verachten, wenn ich jetzt schwiege. Es mag ja sein, Tante, daß die Welt keinen Stein auf mich zu werfen wagte, in mir selber würde immer, immer etwas sein, was mich anklagte — immer.“

„Nun, so habe deinen Willen. Thue, was du nicht lassen kannst, und nimm die Folgen auf dich,“ entgegnete die Tante kühl.

„Ich könnte gerade so gut ein einfaches Nein schreiben, was die Folgen anbetrifft,“ sagte das Mädchen leise. „Aber laß es nun so sein. Daß seine Liebe von jener Art ist, die von vornherein gern Kummer und Leid auf sich nimmt, das glaube ich nicht. Die Männer sind darin wohl auch anders als wir. Ich würde mit ihm gern alles tragen, wenn es sein müßte, und wäre es das Schwerste.“

„Nun, nun, mein Kind,“ meinte die Regierungsrätin wieder freundlich, „wissen kannst du ja auch nicht, ob nicht seine Liebe ebenso groß ist. Am Ende — du ziehst nicht jeden an, aber wer dich einmal lieb gewinnt, bei dem geht es tief. Und wenn du ihm denn nun alles gesagt hast und er hält doch noch fest an seinem Wunsche, dann versprichst du mir auch, Rena, daß du ja sagen willst?“ Sie legte dem Mädchen den Arm um den Nacken und sah ihm in die Augen. „Dann sagst du ja, Rena?“

„Ja,“ sagte das Mädchen aus tiefstem Herzen heraus, und dann wieder traurig: „Aber es wird nicht so sein, Tante.“

„Wer mag es wissen. Schreibe also jetzt an ihn. Du erlaubst doch, daß ich einige Worte hinzufüge? Es steht dir frei, sie zu lesen, wenn es dich beruhigt.“

Rena nickte und ging aus dem Zimmer, und die Regierungsrätin setzte sich an ihren Schreibtisch, schrieb rasch mit einem Lächeln einige Zeilen auf einen Briefbogen, adressierte das Couvert und ließ dasselbe dann geöffnet auf dem Tische liegen, während sie auf Renatens Rückkehr wartete. Es mußten keine unangenehmen Gedanken sein, welche sie inzwischen beschäftigten, denn sie lächelte wiederholt wie jemand, der einen guten Einfall gehabt hat.

Unterdess wurde das Mädchen mit dem beabsichtigten Briefe nicht so schnell fertig.

Mehr als einmal zerriß Rena, was sie geschrieben hatte. Es schien ihr immer zu viel von ihrem eigenen Gefühl darin zu sein, und sie wollte nicht bestechen. Endlich schrieb sie:

„Lieber Herr Werner!

Ich wollte, ich dürfte Ihnen auf den guten, treu gemeinten Brief, den ich heute von Ihnen empfang, ein so fröhliches, herzliches Ja antworten, wie ich es ganz gewiß

geben würde, wenn ich wäre wie andere Mädchen, ich meine, wenn ich Ihnen für die Zukunft zu bieten hätte, was andere Mädchen zu bieten haben. Daß dies der Fall ist, konnten Sie nicht wissen, sonst würden Sie dem Mädchen, welches Sie kaum vierzehn Tage kennen, nicht Ihre Hand angeboten haben. Hätte ich nicht aus Ihrem Benehmen lediglich ein Wohlgefallen an mir herauszulesen gemeint, ich würde sehr viel vorsichtiger gewesen sein, Ihnen so unverhüllt zu zeigen, wie hoch Ei: mir stehen.

Denn, lieber Herr Werner, ich habe mit allen Hoffnungen und Plänen für die Zukunft, besonders aber mit solchen, welche sich auf Eheglück beziehen, völlig abgeschlossen, und ich müßte es thun. Lassen Sie mich Ihnen aber nichtsdestoweniger aus ganzem Herzen danken, daß Sie mir das Höchste geben wollten, was ein Mann überhaupt zu bieten hat. Es macht mich trotz alledem glücklich und stolz, zu wissen, daß Sie mich dessen wert fanden, nur mich, nicht was ich habe und besitze, denn es ist Ihnen ja bekannt, daß ich völlig arm bin.

Dies würde mich nicht gehindert haben, Ihnen anzuhören. Im Gegenteil, es hätte mich beglückt, alles aus Ihrer Hand zu empfangen. Aber es soll nicht sein.

Es ist Ihnen wohl erinnerlich, daß ich an einer Schwäche der Augen leide. Dieselbe stört mich zwar bis jetzt wenig, doch sind Heilmittel bisher vergebens angewendet. Ich habe zwei berühmte Augenärzte zu Rate gezogen. Beide erklärten mir übereinstimmend, daß sie hier nur zu verzögern, nicht zu helfen vermögen, daß sich das Uebel wahrscheinlich mit den Jahren verschlimmern wird und daß vielleicht — nein, mehr als vielleicht einmal eine Zeit kommen wird, wo mich völlige Nacht umgiebt.

Aus menschlichem Erbarmen mit meiner Jugend und meiner Herzensangst haben beide Herren hinzugefügt, dies schreckliche, entsetzliche Schicksal müsse mich nicht unfehlbar treffen. Das Uebel könne so langsam fortschreiten, daß ich sein trauriges Ende nicht mehr erlebte, es könne aber auch, durch widrige Umstände gefördert, schon in verhältnismäßig kurzer Zeit Blindheit mich befallen. Ja, sie beide gaben mir den Trost, es sei ja nicht unmöglich, daß neue Hilfsmittel auftauchten, derartige Leiden zu bekämpfen.

Aber ich verhehle mir nicht, wie haltlos solcher Scheinrost ist, aus dem wohl weniger die Ueberzeugung, als das Erbarmen spricht.

Wenn Sie mich, lieber Herr Werner, zu Ihrer Frau machen, so würde ich Ihnen aller Wahrscheinlichkeit nach den schwersten Kummer, die bangste Sorge in Ihr Haus bringen, wenigstens müßten Sie sich klar machen, daß dies geschehen könnte, und Sie werden nun gewiß verstehen, wie fern mir der Gedanke gelegen hat, Sie an mich fesseln zu wollen.

Um mit mir leben zu wollen, müßten Sie mich so sehr, so unendlich lieben, daß ich nicht hoffen darf, einem Manne eine so gewaltige, alles übersehende und überwindende Neigung eingesflößt zu haben. Ich glaube nicht, daß ein Mann aus freien Stücken eine solche Last auf sich nehmen kann.

Darin liegt kein Tadel, o nein, Gott weiß es, auch kein Zweifel an Ihrer Liebe, sondern nur daran, ob dieselbe von einer Stärke ist, wie sie wohl nur sehr, sehr selten vorkommt. Meinen Sie, daß sie so ist — ach es kann ja kaum sein! — meinen Sie, dennoch, trotz allem, mit mir leben zu wollen, arm, hoffnungslos, wie ich bin, wollen Sie es wagen auf ein paar Jahre des Glückes hin, so kommen Sie. Kommen Sie aber nicht, so sei Gott davor, daß Sie auch nur der Hauch, nur der Gedanke eines Tadel's treffe! Nicht einen Augenblick würde ich Sie mißverstehen, ja, ich bitte Sie dringend, inständig, kommen Sie nicht, wenn es Sie nicht unwiderstehlich treibt, es zu thun!

Haben Sie kein Mitleid mit mir; es wäre nicht das rechte Gefühl, um ein Leben darauf zu bauen. Fragen Sie jetzt auch nicht, ob ich Sie lieb habe, das ist es nicht, worauf es ankommt. Fürchten Sie nicht, daß ich zu Grunde gehe, wenn Sie nicht kommen. Ich habe Zeit gehabt, mich in den Gedanken an das, was mir das Leben bieten wird, hineinzufinden, und mir eine Hoffnung zu zerstreuen ist unmöglich, denn selbst während ich Ihren Brief las, konnte eine solche nicht in mir erwachen.

Was er enthielt, das sei ungeschrieben. Vor Ihnen steht nicht mehr das Mädchen, an welches Sie dachten, als Sie warben, sondern ein sehr wenig begehrenswertes. Wollen Sie diese Renate? Wohl kaum.

Sollten wir uns nie wiedersehen, und ich meine, es wird so sein, so behüte Sie Gott freundlich. Haben Sie Dank für alles, was Sie mir Liebes erwiesen haben! Finden Sie ein anderes, ein fröhliches, gesundes Mädchen, und seien Sie immer glücklich!

Ihre Renate Horn.

Sie überlas, was sie geschrieben hatte; es gefiel ihr nun doch wieder nicht. Es stand mehr und weniger darin, als sie hatte aussprechen wollen. Dennoch faltete sie den Brief zusammen und kehrte damit in das Zimmer zurück, wo ihre Tante sie erwartete.

„Du hast lange Zeit gebraucht,“ sagte die Regierungsrätin, „darf ich lesen? — Aber ich sehe schon, du willst es nicht gern, und das ist ja am Ende auch begreiflich. Das Couvert liegt da auf dem Tische. Mein Villet steckt schon darin. Es wäre mir angenehm, wenn du es lesen wolltest.“

„Wenn du es wünschst.“ Rena entfaltete den Bogen und las. Die Tante bestätigte in wenigen Worten, was sie selbst geschrieben hatte, und fügte nur zum Schluß die Bitte hinzu, Werner möchte, falls er wider Erwarten bei seiner Bewerbung beharren sollte, den Inhalt dieser beiden Briefe nie wieder berühren, da jede Erörterung ihrer sorgenvollen

Zukunft Renate in so peinliche Aufregung versetzte, daß es besser wäre, sie gänzlich zu vermeiden. Zu grübeln und sich zu ängstigen könnte Renate nur schaden.

„Dürfen wir ihm solche Vorschriften machen, Tante?“ fragte das Mädchen zweifelnd, als sie ausgelesen hatte.

„Es ist keine Vorschrift, nur eine Bitte. Wenn er dich lieb genug hat, dich jetzt noch zu heiraten, so hat er dich auch lieb genug, um das kleine Opfer des Schweigens zu bringen. Es kann zu nichts führen, all dieses immer wieder zu durchsprechen. So, bitte, willst du den Brief schließen? Es ist dir wohl am sichersten, ihn selbst auf die Post zu tragen, nicht wahr? Adieu denn so lange, mein Kind, möge sich alles zum guten wenden.“

Sie küßte die Rechte auf die Wange und wandte sich dann wieder ihrem Schreibtische zu. Nach kurzer Zeit machte auch sie sich zum Ausgehen bereit, und als Rena heimkehrte, fand sie die Tante nicht mehr vor.

Ihr war es recht so. Sie hätte heute nicht mehr über das Geschehen können, was geschehen war, nur das Bedürfnis, darüber nachzudenken, hatte sie.

Sie war überzeugt, daß die Sache nun erledigt wäre, und ein Gefühl großer Erleichterung überkam sie, daß kein Hauch von Unehrllichkeit ihr anhaftete. Aber das meinte sie sich gefatten zu dürfen, nun, da alles zu Ende war, sich auszumalen, wie es gewesen wäre, wenn es anders hätte kommen dürfen, nein, selbst wie es sein würde, wenn Werner sie nun doch lieb genug hätte, die Zukunft mit ihr tragen zu wollen. Das wenigstens schadete ja niemandem; man konnte es sich ausmalen wie ein schönes, sonniges Märchen und sich dabei immer sagen: „Dies ist nur ein Traum — es ist nicht wahr.“

Wenn er nun käme — wenn er nun käme trotz allem — Welch ein übersehendes Glück würde sich da vor ihr aufthun! Ja, sie könnte dann wohl sagen, sie sei glücklicher, als hunderttausend andere Frauen dieser Erde. Eine solche Liebe und Treue ihr eigen zu nennen, dessen durften sich wohl wenige rühmen. Ach, wie würde es sie demütig, wie würde es sie stolz und gut und gehorsam und fromm machen! Wie würde sie dem Manne zu danken suchen durch innige, hingebende, nie ermüdende Gegenliebe ihr lebenslang. Wenn —

„Nein, das ist nur ein Märchen,“ sagte sie laut zu sich selbst. Sie richtete sich empor und strich sich mit der Hand über die Stirn. Sie schadeten doch, diese Gedanken; ihr selbst waren sie nicht gut. Es war gefährlich, von Dingen zu träumen, welche ihr nicht beschieden sein konnten. Sie hatte sich an den öden Sandweg, welcher künftig ihr Leben bedeutete, schon gewöhnt gehabt, nun durfte sie nicht beginnen, nach Blumen zu suchen, welche ihr nicht blühen konnten.

Sie ging hinüber in das Kinderzimmer, wo sie mit Jubel begrüßt wurde. Die Kleinen waren es gewohnt, daß sich Rena viel mit ihnen beschäftigte, wie dies auch ihres Amtes war, denn die Verwandten hatten sie unter der Bedingung bei sich aufgenommen, daß sie sich im Hause nützlich machte, und Tante Agnes hatte eine hervorragende Geschicklichkeit darin, andere Leute zur Thätigkeit anzuspornen; ja, sie würde wohl kaum danach gestrebt haben, Rena, welche ihr sehr nützlich war, aus dem Hause zu entfernen, hätte nicht auch vor ihren Augen die Zukunft als drohendes Schreckgespenst gestanden. Wohin später mit dem völlig mittellosen Mädchen, wenn wirklich das Schlimmste einmal eintrat? Sie mußte voraussichtlich eine große Last werden, denn man konnte doch nicht einer völlig Hilfslosen die Thür weisen, schon anstandshalber nicht. Besser, man ersah bei Zeiten eine Gelegenheit, sie zu entfernen.

Ausgesprochen war das nie, kaum je zuweilen leise angedeutet, dazu besaßen Regierungsrats eine viel zu gute Erziehung, aber es giebt Dinge, welche man auch ohne Worte versteht.

„Einst muß ich vielleicht das Gnadensbrot essen, hier oder anderswo,“ sagte sich Rena oft traurig, und sie konnte nichts dagegen thun. Sie durfte nicht einmal versuchen, etwas für sich zu erwerben. Jede Arbeit, wenn dieselbe nicht etwa in häuslicher Beschäftigung bestand, hätte auf die Dauer die armen, schönen Augen angestrengt, welche sie schonen sollte und mußte. So war sie denn, solange es noch Tag für sie war, der Tante eine treue Helferin, um das künftige Gnadensbrot im voraus nach Kräften abzuverdienen, immer hoffend, Gott würde ihr später einen andern Weg zeigen, als den, hier zu verharren, wo man sie nur widerwillig dulden würde.

Ein anderer Weg — heute hatte er sich vor ihr geöffnet, und sie hatte ihn nicht einschlagen dürfen!

(Schluß folgt.)

S i e r e i s t .

Von D. Duncker.

Nachdruck verboten.

Im Ramin ihres zierlich eingerichteten Boudoirs prasselte, trotzdem man bereits Ende April schrieb, ein hellrothendes Feuer. Es war der hübschen Blondine, der Herrin dieses kleinen traulichen Reiches, nicht zu verdenken, daß sie auf einem niedrigen Sessel, dicht am Ramin zusammengekauert saß und überdies die weißen, wohlgepflegten Handflächen der Flamme entgegenhielt, denn draußen wehte ein scharfer Nordost, der den dicht fallenden Schnee in Haufen zusammentrieb und unbarmherzig durch die Fensterritzen in die Wohnungen eindrang. Ja es war behaglich daheim und niemals behaglicher als um diese Abendstunde, wenn die Kinder in ihren Bettchen lagen und die junge Frau ihren Mann erwartete, der zu dieser Zeit eine Pause in seinen Arbeiten zu machen pflegte, um vor dem

Abendessen, zu dem man häufig Gäste bei sich sah, oder ehe man eine Gesellschaft besuchte, noch ein halbes Stündchen unter vier Augen zu verplaudern.

Zuweilen war Frau Hedda diese Zeit des Wartens recht lang geworden, heute aber schienen ihre Gedanken vollauf beschäftigt zu sein, denn sie zog weder die goldene Uhr aus den weichen Falten ihres blaßblauen Morgenkleides, noch hob sie den Blick zu der Kaminuhr auf dem Sims, ihre Augen schienen weit eher, über die lobenden Buchenscheite fort, suchend in eine ferne, unbekannte Weite gerichtet zu sein, und um ihre vollen Lippen schwebte ein Lächeln erwartungsvoller Freude, das nicht den nächsten Augenblicken, sondern einem zukünftig Erhofften galt.

Das wohlbekannte Klopfen an ihrer Thür ließ sie schreckhaft zusammenfahren. Wie weit waren ihre Gedanken vom häuslichen Herde fortgerückt gewesen!

„Da bin ich, Hedda, du hast heute lange auf mich warten müssen, nun habe ich für heute aber auch genug gearbeitet und gehöre ganz dir. Wir bleiben doch zu Haus?“

„Wenn du es wünschst, gewiß. Mir ist es recht, denn ich habe Wichtiges mit dir zu sprechen.“

„Und ich mit dir.“

Und sie sahen sich beide voll froher Erwartung in die Augen.

„Meine Mitteilung ist eigentlich nur eine Frage an dich, deren Bejahung ich von vornherein gewiß bin.“

„Mir geht es nicht anders,“ erwiderte sie lachend und stahl ihre Hand in die seine. Mit der freien zog er einen Brief aus der Tasche.

„Da fragt Herr von Wuffow bei mir an, ob wir gewillt wären, für diesen Sommer seine Villa wieder zu mieten. Wir müßten uns schnell entscheiden, ich schreibe natürlich zu —“

Sie schlug die Augen bittend zu ihm auf. „Wieder den ganzen Sommer in Steglitz wohnen, den ganzen Sommer nicht aus dem Wirtschaften herauskommen, o liebster Schatz, das kannst du nicht verlangen —“

„Aber du hast dich voriges Jahr sehr wohl dort gefühlt, die reine Luft, die Ruhe — die hübschen Spaziergänge — liebe Gäste, die aus dem nahen Berlin so gern zu uns kamen —“

„Im vorigen Jahre war das ganz etwas anderes, da war Baby eben geboren, da konnten wir nicht reisen.“

„Reisen, hm? Du möchtest in diesem Sommer reisen?“

„Das war die Frage, deren Bejahung deinerseits ich so gewiß war!“

„Und die Kinder?“

„Das ist alles schon überlegt. Die Kinder kommen zu Mama, wo sie trefflich aufgehoben sind.“

„Und ich?“

„Du, Schatz? Nein wie komisch du bist, wir reisen doch natürlich zusammen, du hast ja deinen Urlaub so gut wie in der Tasche.“

„Das freilich, aber ich habe ihn nur zu dem Zwecke nachgejagt, um Ruhe und Muße für die Vollenbung meines Buches zu gewinnen. Die Wuffow'sche Villa hätte mir beides gewährt, aber wenn dir so viel daran liegt, zu reisen, werde ich meinen Plan freilich aufgeben müssen, ich würde doch ungerne allein mit den Kindern so einsam wohnen.“

Er warf ihr einen fragenden Blick zu, den sie mit einem bittenden und einer schmeichelnden Liebskörung erwiderte.

Und da er ganz wider seine Gewohnheit nicht auf diese stumme Sprache zu hören schien, fuhr sie nach kurzer Pause gezeitigt fort: „Selbst wenn du wirklich die Gesellschaft deiner Bücher der deiner Frau vorziehst, werde ich nicht allein zu reisen brauchen; ich schließe mich Volkarts an. Ich war heute nachmittag bei Eveline, wir haben eine wundervolle Reise geplant. Natürlich zu vieren, aber wenn du nicht willst, so müssen wir eben zu dreien reisen.“

„Und hat Volkart zu eurem Reiseplan schon ja gesagt?“

„Das weiß ich nicht, aber ich zweifle nicht daran. Er sagt zu allem ja, was Eveline will —“ Und dann mit nachdrücklicher Betonung: „Die Leute leben eben in glücklicher Ehe, Paul.“

Er konnte trotz seiner Mißstimmung ein Lächeln nicht unterdrücken.

„Weil er zu allem ja sagt, was sie will?“

„Natürlich —“ Und dann mit einer raschen zärtlichen Wendung: „Aber wir leben ja auch glücklich, mein süßer Mann, und du, du sagst auch ja?“

Er sah ihr liebevoll in die Augen, schüttelte aber ernsthaft das Haupt.

„Nein, Kind, ich sage nein, aus wohlverwogenen Gründen, nein. Das heißt, mißverstehe mich nicht: macht es dir Freude, auch ohne mich mit Volkarts zu reisen, so reise getrost, ich habe nichts dagegen, ich bleibe dann mit den Kindern hier und schreibe Wuffow ab. Aber es ist schade, wir haben im vorigen Sommer fast die schönste Zeit unserer Ehe in dieser reizenden Villa verlebt.“

Er sah sie noch einmal fragend an, aber sie wandte absichtlich den Blick und erwiderte nichts.

„Und wo soll die Reise hingehen?“

„Erst in ein Bad und dann in die Schweiz.“

„Weshalb in ein Bad? Wer von euch ist denn krank?“

„Niemand, aber Eveline meinte so; es sei einmal so Mode. Ich weiß es nicht, wir sind ja seit unserer Hochzeitsreise nicht mehr fort gewesen.“

„Das ist richtig, die Verhältnisse waren Reiseplänen nicht günstig.“

„Aber in diesem Jahre sind sie es, wer weiß wie es im nächsten Sommer aussieht; ich bin entschlossen, mit Volkarts zu reisen — und du?“ Sie sah ihn schlichtern fragend von der Seite an; aber nun war er es, der ihren Blicken auswich.

„Bin fest entschlossen, zu Haus zu bleiben.“

Dieser Entschluß wurde in stillschweigender Opposition zwischen ihnen aufrecht erhalten.

Ende Juni wurden zwei große eisenbeschlagene Koffer samt einem mächtigen Reisekorb, zwei Hutschachteln, eine Plaidrolle und eine vollgestopfte Reisetasche zum Bahnhof befördert, von dem Frau Hedda ihre gemeinsame Sommerreise mit Volkarts antreten sollte, und zwar war Nassau als erste Station gewählt worden, da es dem Volkartschen Hausarzt nach einigem Zureden glücklich gelungen war, bei Frau Eveline eine gutartige Nervenverstimmung zu konstatieren.

Obgleich Frau Hedda beim Abschied von Mann und Kindern die Thränen näher waren als das Lachen, dampfte sie doch scheinbar vergnügt in die Welt hinaus.

Sie hatte sich's nun einmal in den Kopf gesetzt, in diesem Jahre zu reisen; die Freundin hatte sie in diesem Entschluß bestärkt und ihr eine solche Sommerfahrt in den blühendsten Farben geschildert, sollte sie im letzten Augenblick Reue und Bedauern über diesen Entschluß zeigen? Rimmermehr! War sie nur erst einmal in Nassau und gar erst in der Schweiz, von deren Wundern sie träumte, seit sie denken konnte, so würde sich diese ganz dumme und unvorhergesehene Betrübnis schon legen.

Die ersten Tage im Bade ließen sich auch ganz trefflich an. Die Lieblichkeit des Lahnthals, die von der gewohnten weit abweichende Lebensweise, die vollkommene Enthebung aller häuslichen Pflichten, die vielen neuen Gesichter, alles das genährte Reiz und Abwechslung, und Frau Hedda hatte das Gefühl, außerordentlich weise gehandelt zu haben, auch ohne ihren Mann, da er's einmal so wollte, endlich einmal in die schöne Welt hinausgeflogen zu sein.

Aber dieses Gefühl war von betrübend kurzer Dauer. Der Reiz, den Natur, Gesellschaft und Müßiggang gab, erliefte täglich mehr und mehr, und das glückliche Zusammenleben des Volkartschen Ehepaars, dem gegenüber Frau Hedda sich unendlich vereinsamt und verlassen vorkam, ja geradezu gesagt, die deprimierende Rolle des fünften Rades am Wagen spielte, trug nicht gerade dazu bei, ihre Reifestimmung zu erhöhen.

Sie hatte sich eine Sommerreise am Ende doch ganz anders gedacht, und ehe sie sich noch selbst darüber klar geworden, war ein Empfinden über sie gekommen, das ihrer sonnigen Lebensauffassung sonst gänzlich fern gelegen, ein Empfinden heftiger Enttäuschung, bitterster Reue. Ohne Aufhören verglich sie ihren jetzigen Sommeraufenthalt mit dem vorjährigen, und je inniger sie sich in die Vergangenheit zurücklebte, desto vorteilhafter hoben sich die mit den Jahren in der Stille der schlichten märkischen Landschaft verlebten Sommerstage gegen den heiß gewünschten Aufenthalt in dem lieblichen, bergbegrenzten Thale ab.

Bei ihren langen Morgen Spaziergängen in den wundervollen taufriichen Wäldern, die das Bad umsäumten, empfand Frau Hedda bald nichts mehr von all den Reizen, die sie so sehnsüchtig herbeigewünscht; sie dachte nur noch daran, wie entzückend es gewesen, da sie im vorigen Jahre um diese Morgenstunden mit ihren Kindern, Baby im Wagen voran, die lange, nur spärlichen Schatten spendende, sandige Obdallee nach dem Nachbarort gegangen war, wie fröhlich sie mit ihrer kleinen Schar gelacht, wie sie sich haschend einander jeden Schattensped streitig gemacht, mit wie lieblichem Verlangen die Kinder die Händchen nach jeder schlichten Blume ausgestreckt, die in den wallenden Gelbden ihnen zur Seite blühte, und wie köstlich nach dem Spaziergang die Frühstücksmilch in dem kühlen Kzimmer der Wuffow'schen Villa gemundet hatte, wie viel köstlicher als die pikantesten Sandwiches auf den Silberplatten des Kuchentisches, inmitten eines anregenden Kreises serviert, den sie in jener ländlichen Einsamkeit oft schmerzlich vermisst hatte.

Und die Abende erst! Wie schön waren sie gewesen! Wenn der geliebte Mann endlich die garstigen Bücher beiseite gelegt hatte und an ihrer Seite oben auf der sanft ansteigenden Berghöhe stand, wenn drüber der heiße Tag über dem nahen Waldrand verdammete und am weiten uneingeengten Horizont die ersten Sterne aufschimmerten, während drunten im Wiesengrund und über den reifen Lehren ein leichter Nebel flimmerte. Unaufhörlich mußte sie jetzt eines lang verlassenen geglaubten Wortes denken, das Paul in einer solchen Stunde zu ihr gesprochen. Es war vom Reisen die Rede gewesen; ihr unruhiges Blut, ihr begehrlicher Blick hatte sich, wie so manchmal schon, in die Ferne hinausgesehnt, und sie hatte die Meinung verfochten, daß Reisen, schon als Ding an sich betrachtet, ausnahmslos ein vollkommener Genuß sein müsse. Er aber hatte, wie so oft zu einem unbedachten Wort von ihren Lippen, in seiner ernsten überlegenen Art den Kopf geschüttelt und gemeint: „Du irrst, Hedda, zum Vollgenuß einer Reise gehört gar mancherlei, vor allem aber, daß man sich freien Herzens ihrer freien kann, daß keine durch sie vernachlässigte Pflicht uns schattenhaft zur Seite wandelt; glaub' mir, sie fällt, ehe man's gedacht, plötzlich verdunkelnd auf die sonnigsten Pfade der schönen Welt.“

Damals hatte sie heftig abwehrend den Kopf geschüttelt. Wie schwer er alles nahm! Heut kam es ihr, als ob doch ein Schein von Recht in alle dem gewesen, was er gesprochen. Hatte auch sie ihre Pflicht vernachlässigt und schlichen ihr darum die Tage so schattenhaft öde dahin?

Andere hätten sie schwerlich dafür verurteilt, daß sie that, was Tausende von Frauen thaten, daß sie Mann und Kinder auf kurze Zeit verlassen hatte. Die Kinder waren gesund und gut versorgt, und ihr Mann wollte die Ferien zur Arbeit nützen — keinerlei zwingende Notwendigkeit hatte den Verzicht auf ihren langgehegten Herzenswunsch diktiert, und dennoch — dennoch gab's eine Stimme, die ihr unablässig zuraunte: es war das Rechte nicht.

Sollte sie ihrem Manne schreiben, was sie empfand, ihm ein aufrichtiges Bekenntnis ihrer Seelenstimmung ablegen? Sie zauderte. Sie jetzt schon geschlagen bekennen, einen Irrtum, ein Unrecht eingestehen? Dazu war Hedda zu sehr Frau, zu sehr verwöhnte Frau.

Zum mindesten wollte sie noch ein paar Tage warten, bis sie wiederum Nachrichten von daheim erhalten. Ging alles gut, wer weiß, ob sich dann nicht ihr Empfinden plötzlich änderte und aus einer kopfschmerzlichen Reisenden die alte fröhliche Hedda wurde.

Die Briefe ihres Mannes waren bisher stets mit großer Regelmäßigkeit in den vereinbarten Zwischenräumen eingetroffen. Gerade jetzt, wo sie deren am notwendigsten bedürft hätte, blieben sie plötzlich aus. Sollte eins der Kinder krank geworden sein oder gar Paul selbst? Frau Hedda wurde von einer unbezwinglichen Unruhe ergriffen; am liebsten wäre sie sofort nach Berlin gereist, hätte sie sich nicht vor ihrem Manne und ihren Freunden eines so plötzlichen Entschlusses geschämt. Das Gebahren der letzteren trug wenig dazu bei, sie zu beruhigen.

Frau Hedda glaubte seit einiger Zeit ein stillschweigendes, gegen sie gerichtetes Uebereinkommen zwischen den Eheleuten zu entdecken. Sie verstummten plötzlich, wenn sie

dazu kam, mochte ihr Gespräch vorher noch so lebhaft gewesen sein, sie machten einander mythische Zeichen in ihrer Gegenwart, sahen einander so sonderbar bedeutungsvoll an. Mein Gott, wenn sie etwas Schlimmes wußten und es ihr verbargen! Es herrschten in Berlin Epidemien aller Art; die Zeitungsblätter waren voll von Krankheiten, welche die drückende Hitze gezeitigt, brachten lange Artikel über verdorbene Nahrungsmittel, bazillenerfüllte Luft. Und in dieser Luft, in dieser gefahrdrohenden Atmosphäre lebten ihre armen Kleinen, und sie selbst mit ihrer thörichten, o weit schlimmer noch, ihrer, wie es ihr jetzt erschien, verbrecherischen Laune war schuld daran, wenn ihnen etwas zustieß; hätte sie nicht auf dieser abscheulichen Reise bestanden, wären die Kinder längst in Steglitz und genossen einen frischen, gesunden Landaufenthalt. O, wie konnte sie nur!

Seit diese heiße Angst um die Thren Frau Heddas ganzes Herz erfüllte, begriff sie sich selbst nicht mehr. Wenn sie noch krank gewesen wäre, selbst der Erholung, einer Kur bedürftig — es gab manche Mutter, die sich aus diesem Grunde von ihren Kindern trennen mußte, aber sie! Sie war nur einer Modetheorie, ihrem eigenwilligen, trotigen Herzen gefolgt! Sie sah nach der Uhr. Wenn sie jetzt alle ihre Gedanken hübsch zusammennahm und die Hände rührte, konnte sie den Frankfurter Nachtzug nach Berlin noch erreichen. Ihr Entschluß war gefaßt. Jede Spur von falscher Scham über solche Handlungsweise verflohen. Sie reiste. Sie reiste noch heut! Und kaum gedacht war sie bei der Arbeit.

Gerade als sie im Begriff war, zwei neue, noch gar nicht getragene Reisetouletten — für wen hätte sie sich schmücken sollen, da Paul sie nicht sah! — in den Koffer zu legen, klopfte es an ihre Zimmerthür.

Nur jetzt keine Störung. Sie mußte heut noch fort um jeden Preis — der Boden brannte ihr unter den Füßen.

„Herein!“

Ein Aufschrei wider Freude, und aufschluchzend lag sie in den Armen ihres Mannes.

„D, du, du! Wo kommst du her? Was willst du hier, bleibst du?“ Dann zwischen Thränen und Küissen: „Es ist doch zu Haus kein Unglück geschehen?“

Er hielt sie fest im Arm und sah mit lächelnder Bewunderung auf die geöffneten Koffer und umherliegenden Toilettenstücke.

„Was bedeutet das, Hedda?“

„D, ich — ich wollte abreisen — heut noch, zu dir!“

Er küßte sie und sah ihr tief in die Augen.

„Aber nun packe ich wieder aus.“

„Nein, Kind, laß nur! Mir ist es recht. Wir wollen zusammen fort von hier —“

Sie nickte mit strahlendem Lächeln.

„Direkt nach Haus?“

„Mit einem kleinen Umwege. Freilich nur ein schwacher Ersatz für deine projektierte Schweizerreise. Ich habe drei Tage Zeit und volle Gedanken- und Gefühlsfreiheit, eine kurze Rheintour gründlich auszukosten. Willst du?“

Sie lachte statt jeder Antwort übermütig auf, das alte, fröhliche Heddalachen. „Und du fragst noch? Schnell, geh' zu Volkarts hinüber. In einer Stunde bin ich fertig. Aber erschrecke sie nicht mit deiner plötzlichen Ankunft, Eveline ist auf der Reise doch sehr nervös geworden.“

Er nickte ihr lachend zu. Es war gut so. Sie ahnte nichts davon, daß Volkarts ihn hergerufen.

Drei Tage später saßen Paul und Hedda im Kurierzug, auf dem Rückweg nach Berlin begriffen. In Magdeburg unterbrach Paul plötzlich die Fahrt. Man könne den Dom doch einmal ansehen, meinte er, oder auch die Festungswerke, beides sei ja alt genug, und am Ende käme man auch mit dem Bummelzug noch immer vor völliger Dunkelheit nach Berlin, so daß die Kinder bis auf Baby noch wach wären. Hedda war dieser Aufenthalt nicht ganz recht, im Grunde auch etwas unbegreiflich, da ihr Mann sich weder aus alten Kirchen noch aus Festungswerken etwas zu machen pflegte, aber trotzdem sie eine tiefe Sehnsucht nach den Kindern hatte, erfüllte sie ihres Mannes Wunsch ohne jeglichen Widerspruch. Sie konnte ihm die Freude nicht so leicht vergessen, die er ihr durch sein Kommen bereitet hatte, und war bemüht, ihm ihre Dankbarkeit nach jeder Richtung hin zu beweisen.

Nachmittags sahen sie wieder in der Bahn. Nach mehrstündiger Fahrt tauchte als erster Vorbote Berlins der spitze, rote Kirchturm und die runde Kuppel des Wasserturms von Steglitz vor ihnen auf. Hedda konnte einen leisen Seufzer nicht unterdrücken.

Noch ein wochenlanger Aufenthalt in idyllischer Stille und freier Luft hätte ihnen allen geblüht, wenn sie nicht auf dieser thörichten Reise bestanden hätte. Noch hatte der Sommer die Scheitelhöhe seines Lebens nicht überschritten, und sie wußte von ihrem Mann, daß in Berlin sengende Glut herrschte; die armen Kleinen, und sie war schuld daran!

„Nun fahren wir bald durch Steglitz, Paul!“

„Ich glaube, dieser Zug hält sogar in unserm einstigen Buen Retiro,“ erwiderte er mit gemachter Gleichgültigkeit, ohne seine Frau dabei anzusehen. „Es wäre übrigens ganz gut, wenn du deine Sachen immer ein bißchen zusammennähmst.“

„Wir haben noch zwanzig Minuten bis Berlin,“ sagte sie, that aber doch, wie er gewünscht.

„Steglitz! Drei Minuten Aufenthalt!“

Sie wollte zum Wagenfenster hinaussehen, die altbekannte traute Stätte zu grüßen, aber ihr Mann war ihr zugekommen und hatte die Thür geöffnet. Gleichzeitig fühlte sie sich von sechs weichen Kinderarmen umfassen, von drei Lippenpaaren jubelnd begrüßt, und ehe sie noch recht zur Befremdung gekommen, saß sie in einem leichten Korbwagen, den sie sich im vergangenen Jahre so sehr gewünscht, Baby auf dem Schoß, und hörte, wie ihr Mann dem Kutscher zurief:

„Nach Villa Wuffow, nach Haus!“

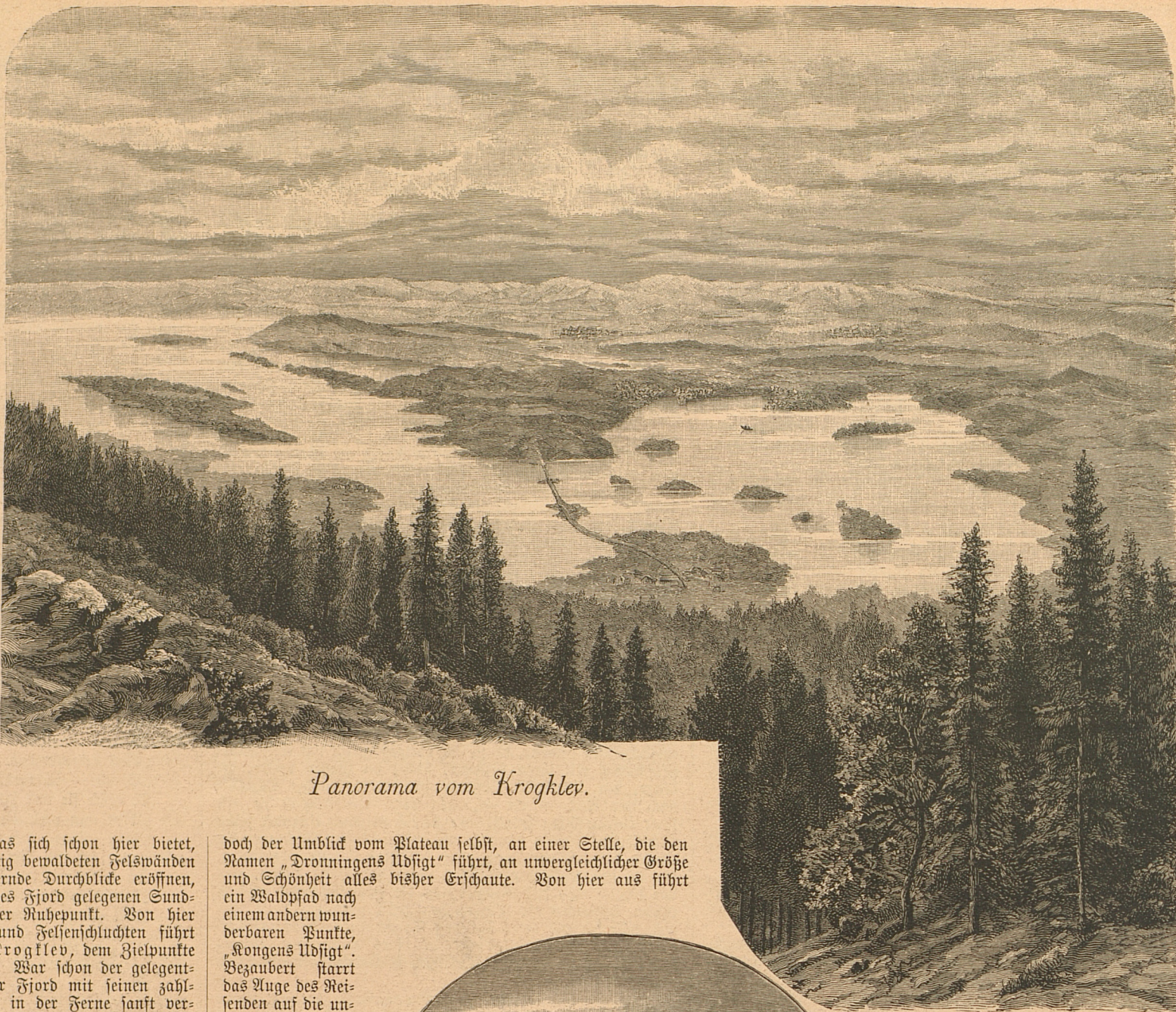
Nach Haus! Wie gut das klang. O ja, Paul hatte tausendmal recht gehabt; zum Reisen gehört vor allem ein freies Herz, und Hedda wußte erst jetzt, daß das ihre nicht nur unfrei gewesen, als sie hinausgezogen war in die Ferne, sondern daß sie es ganz und gar daheim gelassen hatte

Königs-Aussicht.

Zeitungsberichten nach hat das kaiserliche Ehepaar für die nahen Sommermonate einen Besuch der schwedischen Königsfamilie in Aussicht genommen und die alte Hauptstadt des Königreichs Norwegen Christiania zum Rendezvous-Platz mit derselben vereinbart. Abgesehen von den geselligen Annehmlichkeiten, die eine solche Besuchsreise gewährt, würde die herrliche Lage Christianias, ihre nähere und weitere Umgebung, die Eigenart von Land und Leuten, die Möglichkeit von erhabenen Aussichtspunkten unvergleichliche Panoramen in Land und Meer genießen zu können, den hohen Reisenden die reizvollsten Genüsse bieten.

Hierzu ist vor allem der wunderbare Um- und Ueberblick vom Krogklev zu rechnen, dem höchsten in Christianias Umgebung am Thyrsfjord gelegenen Punkte des herrlichen Waldgebirges Krogskop. Der Besuch dieser Höhe gehört zu den allerlohnendsten Ausflügen von der Hauptstadt aus und ist für Reisende sehr zu empfehlen. Von Sandviken, einer Station der Bahnlinie Christiania-Drammen, führt ein anmutiger Weg durch eine üppige, grüne Landschaft mit Wald- und Felsenpartien nach dem schöngelegenen Dertchen Humledal, hoch über dem Holsfjord gelegen. Erquickt von dem herrlichen Naturbilde, das sich schon hier bietet, steigt der Reisende an steilen, mächtig bewaldeten Felswänden entlang, die hier und da bezaubernde Durchblicke eröffnen, hinunter nach dem in einer Bucht des Fjord gelegenen Sundvolben, dem Touristen ein köstlicher Ruhepunkt. Von hier durch schattige Tannenvaldungen und Felsenklüften führt der Weg in starker Steigung zum Krogklev, dem Zielpunkte des ganzen interessanten Ausfluges. War schon der gelegentliche Rückblick unterwegs, wenn der Fjord mit seinen zahlreichen Inseln und Orten und den in der Ferne sanft verschwindenden feinen Konturen der Landschaft im Rahmen der moosbefeideten Felsnwände erschien, gar köstlich, so übertrifft

doch der Umblid vom Plateau selbst, an einer Stelle, die den Namen „Dronningens Udsigt“ führt, an unvergleichlicher Größe und Schönheit alles bisher Ersehnte. Von hier aus führt ein Waldpfad nach einem andern wunderbaren Punkte, „Kongens Udsigt“. Bezaubert starrt das Auge des Reisenden auf die unter ihm liegende Welt von Schön-

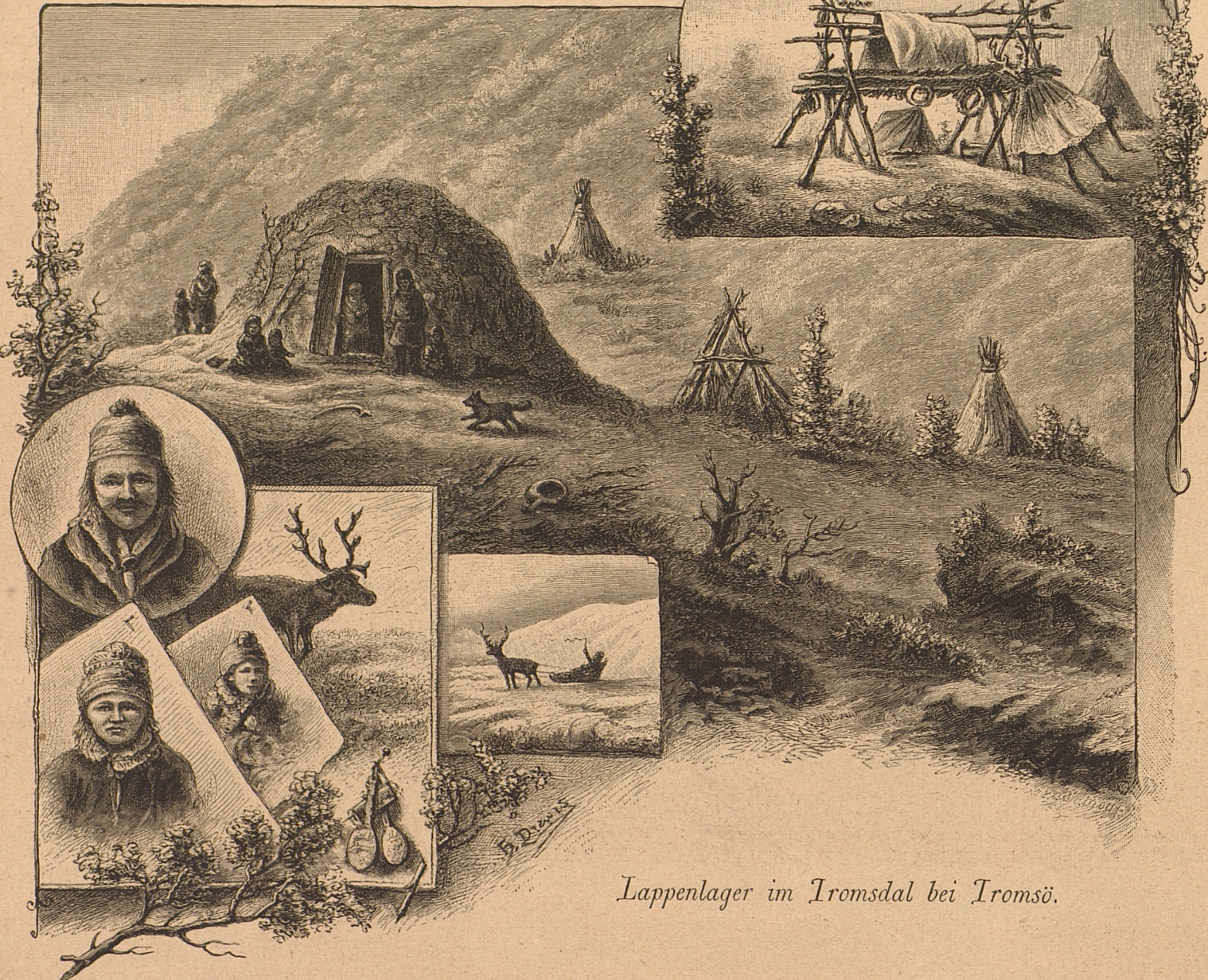
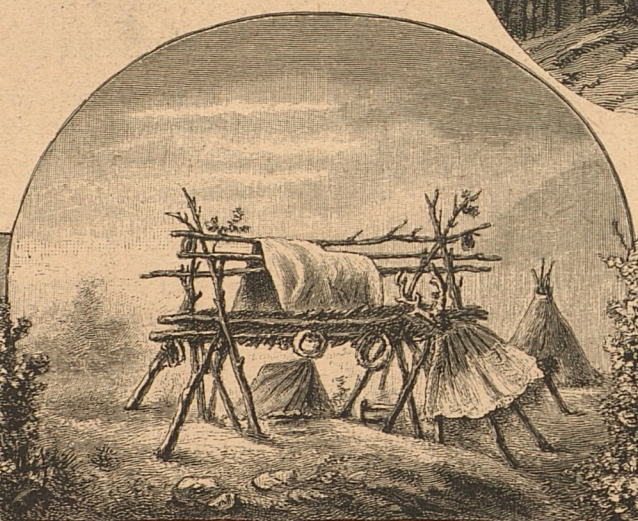


Panorama vom Krogklev.

heit und Erhabenheit. Da liegt tief unten, wie ein Spiegel ausgebreitet, der malerische Steensfjord und der Thyrsfjord mit seinen smaragdgrünen Inseln, seinen schattigen, schilfbewachsenen Buchten und pittoresken Ufern. Hier und da gleitet ein Boot über den ruhigen, sonnenglitzernen Spiegel hin, reizend zu schauen. Ueber einige Inseln zieht sich wie ein schmales Band ein Dammweg, die wichtigsten Orte der Landschaft „Ringerike“ miteinander verbindend und das Auge des Beschauers nach sich ziehend. Mächtige Berge, wie der Gausta, der Jonstunt, ragen über die herrliche Seenlandschaft empor, den Abschluß des Panoramas bildet im Nordwesten das hinter dem romantischen Kröderensee steil aufragende „Norefjeld“ mit seinen gewaltigen, schneebedeckten Felsabstürzen, deren Umrisse in zarten Linien zauberhaft am Horizonte verschwinden.

Wird von den hohen Reisenden ein Besuch Lapplands beabsichtigt, so ist auch dieses Ziel nicht allzuschwer zu erreichen, und der Ausflug dürfte sich lohnen, schon um deswillen, weil die unaufhaltbar vordringende Kultur auch mit dieser eigenartigen Völkerschaft, die schon jetzt nur noch ein kümmerliches Dasein nach ihrer Art fristet, in absehbarer Zeit ausgeräumt haben wird. Die Lappen, einst die Beherrscher Scandinaviens, sind im Laufe der Zeit bis auf kaum 30 000 zusammengeschmolzen: sie teilen das Schicksal aller jener Völker, die ein unstetes Wanderleben einer geregelten Beschäftigung mit Ackerbau, Handel oder Gewerbe vorgezogen, oder, wie die Lappen selbst, überhaupt jede geordnete Thätigkeit verabscheuen. Die nomadisierenden Lappen ziehen an der norwegischen Küste bis nach Drontheim herab, und bei Tromsö ist das bunte Bild eines Lappenlagers ohne sonderliche Mühe zu gewinnen.

Eusebius.



Lappenlager im Tromsdal bei Tromsö.



Frühlings-Symphonie. Gemälde von J. Lafley.
Photographie von J. Soehn, t. t. Photograph in Wien.

Frühlings-Symphonie.

(Hierzu das Bild Seite 177.)

Hoch in den Lüften — hört ihr ihn kausen,
Hört ihr ihn kommen in stürmendem Drang?
Frühling! Er naht mit himmlischem Brausen,
Füllt mir die Seele mit Sang und mit Klang!

Nacht ist entschwunden, Morgen erstanden,
Wonniger Friede ruht auf der Au,
Seliger Falke schwebt ob den Landen,
Wiegt sich voll Lust in dem himmlischen Blau!

Sieh, auf der Wiese holdestes Wogen,
Zahlloser Blumen duftendes Reich,
Farbige Falter kommen gezogen,
Lebenden, schwebenden Feldblumen gleich!

Und aus der Bäume lichtgrünem Laube,
Aus der Gebüsche dunkelndem Schoß,
Schluchzt schon die Nachtigall, girret die Taube,
Klingt sich der Sehnsucht Wonnelaut los.

Klingen auf Erden und Singen in Lüften,
Zubeln und Loden in schwirrendem Flug,
Wachsen und Werden auf Bergen und Triften —
Ach, die Natur bent Wonne genug!

Aber als Schönstes und Liebstes von allen,
Blühend und singend auf Wiesen und Au,
Will mir im Frühling doch einzig gefallen
Zärtliches Lächeln der holdesten Frau!

L. Ziemssen.

Wenn's Mailüfterl weht.

Von Moritz Lillie.

Nachdruck verboten.

Es war an einem Herbsttage des Jahres 1852, als an der Privatwohnung einer Schulvorsteherin in Wien schlüchtern und leise die Klingel gezogen wurde. Eine ärmlich, aber sauber gekleidete Frau, an der Hand ein etwa neunjähriges Mädchen, begehrte Einlaß, und geduldig wartete sie auf das Öffnen der Thür. Lange stand sie, ohne es zu wagen, den Glockenzug ein zweites Mal in Bewegung zu setzen; prüfend ließ sie die Blicke über die Gestalt des Kindes gleiten, zapfte sie und da eine Falte zurecht, fuhr mit der Hand glättend über den Scheitel und ermahnte leise die Tochter, gegen die Dame recht artig und freundlich zu sein. Diese Ermahnung war offenbar keineswegs überflüssig, denn die Kleine schaute ziemlich verdrießlich und mit einem unverkennbaren Ausdruck des Trostes vor sich hin.

Endlich wagte die Frau noch einmal mit zagender Hand zu klingeln und diesmal mit besserem Erfolge; ein Dienstmädchen öffnete, und als es vernahm, daß die Angekommene die Schulvorsteherin zu sprechen wünsche, führte es die beiden in das Empfangszimmer.

Bald darauf trat die Dame ein. Es war eine lange, hagere Gestalt von wenig vertrauenerweckendem Aeußeren. Sie mochte in den vierziger Jahren stehen, aber ihre Züge zeigten nichts von Wohlwollen und Menschenfreundlichkeit, wohl aber lagerte der Ausdruck von Härte und Strenge auf denselben.

„Sie sind die Mutter dieser Kleinen, welche seit einigen Monaten meine Schule besucht?“ fragte sie in kaltem, geschäftsmäßigem Tone.

„Ich hatte schon einmal die Ehre, Sie zu besuchen, als ich meine Tochter bei Ihnen anmeldete,“ versetzte die Frau.

„Wohl möglich,“ meinte gleichgültig die Vorsteherin, „wer soll sich die Gesichter alle merken, welche unferneim im Laufe der Zeit vor die Augen treten? Aber was wünschen Sie von mir?“

„Ich komme mit einer Bitte — —“

„Dann muß ich Sie ersuchen, sich kurz zu fassen,“ unterbrach jene hastig, während ihre Hand unwillkürlich nach der Kleiderjacke fuhr, als wolle sie die darin befindliche Börse vor einem etwaigen Attentate schützen.

„Diese Kleine hier ist mein einziges Kind,“ fuhr die Mutter des Mädchens fort, ein schmerzliches Gefühl über das ungarne Benehmen der Schulmonarchin unterdrückend, „und Sie werden es gewiß begreiflich finden, wenn es mein sehnlichster Wunsch ist, meiner Tochter eine möglichst gute, gediegene Schulbildung zu gewähren.“

Die Dame nickte leicht mit dem Haupte.

„Ich verstehe,“ erwiderte sie scharf, „Sie wollen das Mädchen meiner Schule entnehmen, um es in eine höhere Lehranstalt zu bringen? Nun, das kann ich nicht hindern, indessen sehen Sie mir nicht danach aus, als seien Sie in der Lage, die erhöhten Ausgaben bestreiten zu können.“

„Sie verstehen mich falsch, Frau Vorsteherin,“ fiel die andere ein, „das ist durchaus nicht meine Absicht. Im Gegenteil, ich wünsche meine Tochter in Ihrer Schule zu belassen, nur möchte ich sie gern auch am französischen Sprachunterricht teilnehmen lassen.“

„Das muß besonders bezahlt werden,“ erklärte die Lehrerin kurz.

„Ich bin davon unterrichtet,“ stimmte die Frau bei, „und das eben führt mich zu Ihnen. Sprachkenntnisse sind bei den heutigen Anforderungen an das Leben selbst für Mädchen von großer Wichtigkeit, besonders dann, wenn sie zeit ihres Lebens auf sich selbst angewiesen sind. Ich bin arm, Frau Vorsteherin, meine Tochter hat nach meinem Tode nichts zu erwarten, denn mein verstorbener Mann hinterließ nichts. Meine einzige Sorge ist daher, das Kind alles das lernen zu lassen, was sie dereinst befähigen könnte, ohne fremde Hilfe durch die Welt zu kommen.“

„Das sind ganz richtige Ansichten, gute Frau,“ meinte jetzt in auffallend mildem Tone die Leiterin der Lehranstalt, „aber ich fürchte, Sie überschätzen die Fähigkeiten Ihrer Kleinen. So viel ich zu bemerken Gelegenheit hatte, ist sie ziemlich schwach beanlagt und — ehrlich gesagt, sie zeigt auch wenig Lust zum Lernen. Ich bedaure, Ihnen das sagen zu müssen,

aber man ist nur zu sehr geneigt, den Mangel an Fortschritten nicht der Talentlosigkeit und Faulheit der Schüler, sondern der Schule und den an derselben wirkenden Lehrkräften zur Last zu legen.“

Das Kind heftete die großen, ausdrucksvollen Augen auf die lange, hagere Gestalt, die so rücksichtslos mit ihm ins Gericht ging, und Purpurröte überzog seine Wangen. Um die Lippen aber legte sich ein Zug von Trost, Eigensinn und Haß.

„Sie urteilen doch wohl etwas zu streng,“ entschuldigte die Witwe ihre Tochter. „Das Mädchen hat noch immer mit den Schwierigkeiten der deutschen Sprache zu kämpfen, sie war bis zu ihrem fünfsten Jahre bei dem Bruder meines Mannes in Mailand, wo nur italienisch gesprochen wurde, und daher kommt es, daß ihr das Lernen schwerer fällt, als anderen Kindern in gleichem Alter.“

„Möchtest du am französischen Sprachunterricht teilnehmen?“ fragte die Vorsteherin jetzt das Kind.

„Nein!“ versetzte die Kleine mit energischer Betonung. Die Mutter faßte sie am Arme und preßte sie so heftig, daß das Mädchen einen Schmerzschrei nicht zu unterdrücken vermochte.

„Was weiß das Kind, es hat kein Urtheil über das, was zu seinem Besten dient,“ sagte die Frau mit einem strafenden Blick auf den Trostkopf neben ihr. „Die Hauptsache ist, daß Sie zustimmen, Frau Vorsteherin, der Wille des Kindes kommt nicht in Betracht, und ich werde schon dafür sorgen, daß sie die Stunde regelmäßig besucht.“

„Sie kennen meine Bedingungen, das Schulgeld für Sprachunterricht beträgt für die Stunde einen halben Gulden.“

„Ich weiß das, aber ein gutes Wort haben bisher noch immer auch eine gute Statt,“ sagte in bittendem Tone die Witwe. „Würden Sie mir nicht gütigst eine Ermäßigung gewähren, denn den vollen Betrag zu erschwingen bin ich nicht imstande. Meine Hände sind das Kapital, von welchem ich lebe, und daß Frauenarbeit nur karge Wissen gewährt, ist leider ja bekannt.“

Es dauerte lange und kostete erneute Bitten, ehe die Anstaltsdirigentin sich endlich herbeiließ, sich mit der Hälfte des Schulgeldes zu begnügen. Voll inniger Freude und mit warmen Dankesworten verließ die Frau mit dem Kinde die Lehrerin, beglückt, daß einer ihrer Lieblingswünsche in Erfüllung gegangen war.

Ganz entgegengekehrte Gefühle schienen die Tochter zu beherrschen. Finster und stumm schritt sie neben ihrer Mutter dahin, es empörte sie, daß die Vorsteherin ihrer armen Mutter überhaupt Geld für den französischen Unterricht abnahm, denn sie war der Meinung, daß es der Lehrerin ganz gleichgültig sein könne, ob ein Kind mehr oder weniger in der Klasse siße. Die Vorsteherin selbst war ihr so unsympathisch wie möglich, sie haßte diese Frau mit dem strengen, hochmütigen Antlitze.

„Jetzt lerne ich erst recht nichts!“ sagte die Kleine leise zu sich selbst, „weder Französisch noch sonst etwas. Man soll mich nicht in ein Joch zwingen, dem ich mich nicht beugen mag!“ Es lag in dem Wesen des Kindes eine Willenskraft und Entschlossenheit, die weit über die Jahre desselben hinausging. Was das Mädchen sich vornahm, setzte es durch, im guten wie im bösen Sinne.

Die Kleine hielt Wort: sie lernte nichts, alle Ermahnungen und selbst Strafen blieben erfolglos. Sie kam nur zur Schule, weil sie mußte, weil ihre Mutter sie dazu zwang, aber sie zeigte nicht die mindeste Lust, ihre Kenntnisse zu erweitern. Die Lehrer gaben sich mit ihr keine Mühe, und ihre Mitschülerinnen vertrieben jeden Umgang mit ihr — natürlich, sie war ja dumm und faul und bezahlte nur das halbe Schulgeld, Grund genug, mit Verachtung auf sie herabzublicken.

Und doch gab es einen Unterrichtsweig, der das Mädchen aufs höchste fesselte: der Gesang. Zwar mußte auch für diese Stunden ein Sonderhonorar an den eigens hierfür angestellten Gesanglehrer entrichtet werden, und die Kleine war deshalb von der Teilnahme ausgeschlossen; aber man gestattete ihr wenigstens, zuzuhören, und da sie in der Schule nicht mit-singen durfte, sang sie um so lauter und fröhlicher zu Hause und schmetterte hell und klar wie eine Heibelerche alle die Lieder von den Lippen, welche ihre Mitschülerinnen gelernt hatten.

Da kam Ostern heran, und wie in allen anderen Schulen, so fand auch hier die alljährliche Prüfung in Gegenwart zahlreicher Zuhörer und Freunde der Anstalt, sowie des die Schule überwachenden Pfarrers statt. Letzterer war ein sehr wohlwollender Herr, der immer, wenn er die Klasse besuchte, ein paar freundliche Worte für das von allen vernachlässigte Kind hatte. Letzteres vergalt ihm seine Liebe und Güte mit unbegrenzter Verehrung; war er doch der einzige Mensch, welcher der Kleinen nicht hart und schroff entgegentrat.

Die Prüfung war fast zu Ende, als die Schulvorsteherin ihren Namen aufrief, um eine Frage von ihr beantworten zu lassen. Verwirrt und besangen erhob sie sich und schaute zerstreut umher; ihre Gedanken weilten ganz wo anders, und sie hatte nicht die leiseste Ahnung, wovon die Rede war. Natürlich blieb sie die Antwort schuldig, so leicht und einfach dieselbe auch war; ein leises, höhnisches Nicken ging durch die Reihen ihrer Mitschülerinnen, und selbst die anwesenden Zuhörer vermochten einen Anflug von Heiterkeit nicht zu unterdrücken.

Nur zwei Personen lachten nicht: die Schulvorsteherin, welche, bleich vor Zorn, ihr Befehl sich zu setzen, und die Mutter des Mädchens, die ihr Kind mit traurigem, vorwurfsvollem Blick ansah, während Thränen die Wangen herabperkten. In diesem Momente fühlte sie den doppelten Fluch der Armut und der Unwissenheit auf ihrer Tochter lasten, als läge er auf ihren eigenen Schultern.

Den Schluß der Prüfung bildete das Singen, das freilich in der Schule nur nebenächlich behandelt wurde. Es waren meist einfache Volksmelodien, welche teils im Chor, teils als Einzelgänge vorgetragen wurden. Zu letzteren wurden nur die Stimmbegabtesten aufgefordert, die besten Schülerinnen, mit denen Lehrer und Schule paradierten.

Ein Kind nach dem andern war aufgerufen worden, und eben hatte das letzte sein Liedchen vorgetragen, als sich plötzlich die Tochter der Witwe erhob, zum Zeichen, daß sie auch etwas singen wolle. Die Schulvorsteherin deutete ihr mit drohender Miene an, sich zu setzen, aber das Mädchen achtete nicht darauf, sondern lenkte den Blick mit flehentlichem Ausdruck auf den Pfarrherrn, als erwarte sie von ihm Hilfe.

Und sie täuschte sich nicht; der Geistliche fragte in freundlichem Tone, ob sie auch singen könne, und als sie dies be-

jahte, wandte er sich an die Vorsteherin mit der Aufforderung, die Bitte der Kleinen zu gewähren. Bergends wendete diese ein, daß das Mädchen am Gesangunterricht nicht teilgenommen habe und deshalb ihre Schule wahrscheinlich zum zweitenmale bloßstellen werde, der Pfarrer aber meinte in seiner wohlwollenden Weise, daß das Kind sich zurückgesetzt und verlegt fühlen würde, wenn man ihm diesen Wunsch verjagen wolle. „Welche Lieder hast du denn gelernt, Kleine?“ fragte er dann.

„Dieselben, welche die übrigen Schülerinnen können,“ versetzte die Gefragte mit großer Unbefangenheit.

„Gut, mein Kind,“ meinte der Geistliche lächelnd, „dann singe uns doch mal, Wenn's Mailüfterl weht vor.“

Und mit glockenheller, mächtig durch den Saal schallender Stimme begann das Kind das verlangte Lied zu singen, keine Spur von Angst oder Unruhe war ihr anzumerken, und es war, als wenn die Schlußverse der ersten Strophe:

„Sie werd'n wieder munter
Und singen vor Freud'“

sich nicht auf die Vögel, sondern auf sie selbst bezögen. Mit steigendem Erstaunen hörten die Schulvorsteherin und alle übrigen Anwesenden dem Gesänge zu; das für faul und dumm gehaltene Mädchen war allen ihren Mitschülerinnen im Punkte des Gesanges weit voraus, obgleich sie keinerlei Unterricht gehabt hatte. Und als sie das gemüthvolle Lied beendet hatte, da ruhten aller Blicke bewundernd auf ihr, und abermals glänzten in den Augen der Mutter Thränen — diesmal Thränen der Freude.

Da erhob sich ein starker Herr mit glattrasiertem Gesicht und trat an das Kind heran. Es war der Tenorist Joseph Erl von der kaiserlichen Hofoper.

„Hör mal, Kleine, das hast du gut gemacht,“ sagte er, dem Kinde die Wangen streichelnd, „möchtest du wohl regelrechten Gesangunterricht nehmen?“

„Ach ja!“ rief freudig das Mädchen und hängte sich an den Hals der Mutter.

„In dem Mädel steckt etwas,“ wandte sich Erl jetzt an die Frau, „überlassen's mir, ich werd' halt mit dem Rupprecht sprechen, der wird schon etwas aus ihr machen!“

Rupprecht war der Chordirektor der Karlskirche und als tüchtiger Gesanglehrer bekannt.

Die Frau zögerte, ihre Zustimmung zu geben, aber die Kleine bat so flehentlich, daß sie endlich einwilligte.

Von dieser Stunde an war die Tochter der Witwe wie umgewandelt; sie entfaltete einen Fleiß und eine Ausdauer, welche zu den besten Hoffnungen für ihre Zukunft berechtigten. Und als zwei Jahre später bei der Aufführung einer großen Messe in der Karlskirche die berühmte Sängerin Titjens, welche das Solo übernommen hatte, plötzlich absagen ließ, da trat die junge Kunstnovize, kaum zwölf Jahre alt, mit vollständigem Gelingen für sie ein und machte es dadurch möglich, daß die Aufführung überhaupt stattfinden konnte.

Wenige Jahre noch und am Kunsthimmel stieg ein neuer Stern erster Größe empor: der Stern Pauline Lucca. Aus der armen, in der Schule kaum geduldeten Tochter der Witwe, deren erste Kunstleistung einst das Lied: „Wenn's Mailüfterl weht“ gewesen, war eine Sängerin geworden, die überall, wo sie sich hören ließ, das größte Aufsehen erregte. Die höchsten Triumphe waren ihr zu feiern vorbehalten, Gold und Ehren strömten ihr zu, und noch heute, wo die „göttliche Pauline“ längst über die Jahre frischer, fröhlicher Jugend hinaus ist, vermag sie noch die große Gemeinde ihrer Verehrer zu begeistern.

Mit freudiger Nührung gedenkt aber die Künstlerin in ihrer Selbstbiographie jener für sie so bedeutungsvollen Schulprüfung, und zuweilen schwebt noch jetzt in ihrer behaglichen Häuslichkeit die Melodie des „Mailüfterl“ von ihren Lippen, alte, liebe Erinnerungen aus längst vergangenen Tagen weckend.

In die Ferienkolonie!

Eine Skizze von Ernst Keiter.

Nachdruck verboten.

Hoch oben, im dritten Stockwerk eines vornehmen Wiener Stadtzinshauses, liegt das Bureau des Vereins. Heute ist „Amtstag“, und von allen Seiten her, aus allen Bezirken der Metropole, pilgern in ihren besten Kleidern Mütter, die ein Kind an der Hand führen. Es scheint wirklich nicht anders, als ob aus diesem „schönen“ Hause an alle Dürftigen eine Einladung ergangen sei, heute zu erscheinen, so zahlreich ist der Zutug. Bis weit hinauf in die unteren Stockwerke stehen die Mütter mit ihren Kindern und harren auf den Einlaß in das Bureau, der selbstverständlich der Reize nach erfolgt, in der die Wittsteller sich „angestellt“ haben. Es ist leicht erklärlich, daß die Wartenden eifersüchtig ihren Platz behaupten und daß Mutter und Kind, wie sehr sie auch den Augenblick des Einlasses herbeisehnen, sich doch in nicht geringer Aufregung befinden. Wie endlos dünkt da jeder dieser armen Frauen die stundenlange Wartezeit, und wie schwer lastet auf ihrer Brust die Frage: „Wird mein Kind Aufnahme in die Kolonie finden?“ Von den meist abgehärmten Gesichtern der Mütter — selten ist es der Vater, welcher das Kind zur Vorsteherin führt — aus den blaffen Zügen der Knaben und Mädchen lesen wir eine bittere Leidensgeschichte, ein Kapitel von dem sozialen Elend der Großstadt, und diese kummervollen Miene der Frauen, diese bleichen Gesichtsfarben der Kleinen sprechen eine nur zu deutliche Sprache.

Unter allen diesen Kindern, welche hier auf der Treppe bis zur Eingangsthüre in das Bureau stehen, ist kaum eines, welchem nicht ein Aufenthalt auf dem Lande durch etliche Wochen im Sommer von ganzem Herzen zu gönnen wäre; denn der Fall ereignet sich nur äußerst selten, daß Eltern, deren finanzielle Lage eine Hilfe des Vereins nicht erheißt, sich herandrängen, um ihre Kinder unentgeltlich in die Kolonie zu bringen. Und doch, wie viele selbst von den anspruchsberechtigten Kindern müssen abgewiesen werden, weil die Zahl der um Aufnahme Bittenden zu derjenigen, für welche die Mittel vorhanden sind, in einem schreienden Mißverhältnisse steht. Geht man die Ausweistabellen der Ferienkolonisten durch, so findet man in der ärztlichen Nachweisung der Krankheiten der Kinder eine traurige Liste von Leiden, welche eine

Erholung auf dem Lande, in reiner, ozonreicher Waldbluft, eine nahrhafte Kost, gesunde Schlaf- und Wohnräume, die den Kindern der Armen in der Großstadt gleichfalls fast ausnahmslos fehlen, dringend fordern. Bekanntlich können in die Kolonien nur Kinder, welche entweder kurz vorher von einer Krankheit genesen sind, oder solche, welche an Blutarmut, überhaupt an Schwäche leiden, aufgenommen werden. Es wird daher von den untersuchenden Vereinsärzten, welche ihre Funktion in vollkommen uneigennützigster Weise ausüben, mit der größten Gewissenhaftigkeit darauf gesehen, daß nicht Kinder zur Aufnahme als geeignet angegeben werden, die sich — soweit dies eben erkennbar ist — im Stadium des Beginnes einer akuten Krankheit befinden. Auch kurz vor der Abreise in die Kolonie werden die Kinder nochmals ärztlich untersucht.

Zu dem Bureau finden wir die Vorsteherin, eine Dame, die in seltenem Maße mit all den Tugenden und Eigenschaften ausgestattet ist, die eine solche auf den humansten Intentionen beruhende Stelle erheischt; ferner einige Komiteedamen, welche die Eintragungen in die Aufnahmebogen besorgen, und mehrere Vereinsärzte, welche ihr Gutachten über den Gesundheitszustand der Kinder abgeben.

Da erscheint jetzt im schlichten Gewande die Frau eines Mauerermeisters. Sie führt an jeder Hand eines ihrer Kinder, die freilich recht blaß und leidend aussehen. Nur zagend und erst nach wiederholter Aufforderung der Vorsteherin kommt sie näher und verneigt sich schüchtern nach allen Seiten, bis ihr endlich die Dokumente abgenommen werden, die amtlichen Aufschluß geben über Namen, Stand, Moralität, Zuständigkeit u. s. w. der Eltern. Wohl der erste harte Schlag trifft das arme Mutterherz, als sie vernimmt, daß den Vereinsvorschriften gemäß von einer Familie jährlich nur ein Kind in die Kolonie Aufnahme finden kann und sie daher nur hoffen darf, eines der beiden Kinder unterzubringen. Es ist ein schwerer Augenblick für die Ärmste, die wohl schon dem glücklichen Gedanken gelebt hat, ihre beiden gleichermaßen der Erholung bedürftigen Kleinen draußen im Waldgrün, auf dem Lande zu wissen. In ihrem Herzen wogt ein Kampf, dessen Härte nur eine Mutter voll ermessen kann. Soll sie das eine Kind hinausgehen lassen, damit es sich stark mache, damit es mit frisch geröteten Wangen, wohlgenährt, glücklich und heiter nach Wochen zurückkehre zu dem Schwesterchen, das unterdessen bleich und matt weiter vegetiert hat in dem dumpfen kleinen Hofstübchen, von dem aus kaum ein Stückchen blauen Sommerhimmels zu sehen war? Oder soll sie lieber auch dem andern Kinde das sonnige Glück draußen im Grünen entziehen, das ihm doch so notwendig wäre? Thränen treten der Ärmsten in die Augen, sie erwägt und kämpft — was ist das Beste, das Klügste, das Vernünftigste? Aber endlich entscheidet ihr Gefühl, ihr Herz, das ja auch mit allen Fajern an dem andern Kinde hängt, es entscheidet die Mutterliebe, die dem einen Kinde keinen Vorteil zukommen lassen möchte auf Kosten des andern, die aber auch wieder jenem die glücklichen Wochen der Koloniezeit nicht rauben möchte. . . Kein Ausweg, wie sie auch sinnen und denken mag. Nur Augenblicke hat dieser bittere Kampf gedauert. — „Ich kann nicht, ich danke,“ flüstert die Frau und eilt mit ihren Kindern davon.

Eine andere Mutter tritt mit einem Knaben, dem die Blutarmut aus dem wachsblassen eingefallenen Gesichtchen schaut, ein. Ein lieber Junge, mit hellen Augen, die freundlich überallhin blicken. „Ach Herr Doktor,“ wagt das Bübchen schüchtern während der Untersuchung zu dem Arzte, der ihn nach diesem und jenem fragt, zu sagen, „die Waldbluft und eine kräftige Kost, die mir meine Mutter nicht geben kann, würden mich wohl gesund und kräftig machen; bitte, nehmen Sie mich auf, Herr Doktor!“ So natürlich kommt die Bitte des armen Knäbleins, das etwa zehn Jahre alt sein mag, aus seinem Munde, so recht kindlich-naiv wird sie vorgebracht, daß unwillkürlich alle Anwesenden zustimmend winken und dieselbe wohl schon halb und halb in günstigem Sinne erledigt ist.

Ein schwächliches Weib, deren granddurchfurchtes Gesicht von den bittersten Entbehrungen erzählt, trägt einen verküppelten Knaben ins Zimmer. „Warum weint denn das Kind?“ fragt die Vorsteherin die Mutter des Kleinen. „O gnädige Frau, er fürchtet sich so sehr, daß er nicht in die Kolonie kommt, weil er einen krummen Fuß und verbogenen Rücken hat, der arme Franzel. Nicht wahr, Euer Gnaden, er wird deswegen nicht zurückgewiesen?“ Die Frau wird beruhigt, und nachdem der Kleine untersucht ist, seine Zeugnisse zur Seite gelegt sind, nachdem ihn seine Mutter wieder auf den Arm genommen hat, um ihn fortzutragen, ruft er mit leuchtenden Neuglein, freudestrahelnd und fröhlich in die Hände klatschend: „Mutter, Mutter, ich komme doch in die Kolonie! Ich komme in die Kolonie!“

Das sind nur einige Szenen von den vielen, die hier aufeinander folgen und von denen wohl die Mehrzahl dem Kinderfreund, dem Menschenfreund gar tief ins Herz greifen.

Bringt man auch nur ein Stündchen in diesem Bureau zu, so bedauert man aus voller Seele, daß es einem nicht vergönnt ist, hier zu helfen, so recht nach Herzenslust zu helfen. Kann doch nur einem verschwindend kleinen Teil jener Kinder der Großstadt, die in ihre Höfe, in ihre dumpfen, feuchten Kellerwohnungen auch den ganzen Sommer hindurch gebannt sind, die Wohlthat der Kolonie zu Gute kommen.

Ein Wiener Schriftsteller hat einmal gelegentlich eines Festes zum Besten des Ferienkolonien-Vereins geschrieben: „Wessen Sinnen und Trachten darauf gerichtet ist, daß an dem großen herrlichen Baume der Menschheit keine Knospe verdorrt oder verkümmere, der hat Anspruch auf den größten Dank. Wer sein Wohlthun den Ferienkolonien zuwendet, der wirkt im Sinne der schönen Worte des verblühten Kronprinzen Rudolph, der es aussprach, daß das kostbarste Kapital des Staates der Mensch sei. Und wer würde dieses ‚kostbarste Kapital‘ mehr schätzen, als derjenige, welcher dieser Institution seine Unterstützung angedeihen läßt.“ Und ein anderer Autor hat treffend die Ferienkolonien „ideale Sparkassen“ genannt, „in denen die höchsten Güter des Staates — die Kräfte der Jugend — aufgespeichert, verwahrt und erhalten bleiben.“ So lange der Staat nicht in der Lage ist, da einzugreifen und im großen schützend aufzutreten, ist es Pflicht der privaten Wohlthätigkeit, mit allen Kräften die zarten Pflänzchen dem Untergange zu entziehen!

Ein schönes Wort hat Joseph von Weilen in seinem ergreifenden Dramolet „Die Heimkehr des Kindes“ gesprochen, das der zu früh verblühten Dichter und Philanthrop vor

Jahren dem „Ersten Wiener Ferienkolonie-Verein“ gewidmet. Charlotte Wolter, welche in dem herzbewegenden Stüchchen eine jubelnde Mutter, eine arme verwitwete Näherin darstellt, deren Kinder glückstrahlend aus der Kolonie heimkehren, sendet inbrünstig dieses Gebet zum Himmel:

„O, seid gesegnet, edle Menschen, die Der Armut Kinder bei der Hand ihr faßt, Zu Berg und Thal sie führt als Gast. Was mild den Kindern ihr damit besichert, Ist mehr als Gold und alle Schätze wert. O, wollt' noch ferner edlen Amtes walten; Denn Kinder schützen — heißt die Welt erhalten!“

Die Frau in Handel und Gewerbe.

Nachdruck verboten.

Es wäre durchaus unrichtig, wollte man es als eine Erscheinung der neueren Zeit und als ein Ergebnis der sich in derselben regenden „Emanzipationsgelle“ bezeichnen, daß die Frau thätig in jene Lebensgebiete eingreift, welche ich einmal unter dem Gesamtbegriff „Handel und Gewerbe“ zusammenfassen möchte. Als Leiterin des Hauswesens, als Verwalterin der für den Verbrauch der Familie bestimmten Summen spielt sie, besonders was den Kleinhandel anbetrifft, beim Kaufen eine bedeutendere Rolle als der Mann, und auch beim Verkauf sind von jeder weibliche Kräfte in großer Anzahl beschäftigt worden, ja in gewisser Hinsicht noch mehr als jetzt.

Bei der engeren, man möchte sagen, mehr patriarchalischen Geschäftsführung früherer Zeit, wo selbst recht ansehnliche Handelshäuser nur wenig Gehilfen und Lehrlinge hielten, welche Wohnung und Kost im Hause ihres Brotherrn hatten, wo sich auch die Geschäftsräume befanden, war es hergebrachte Sitte, daß die Gattin des Chefs ihre Thätigkeit zwischen Haushalt, Kindererziehung und Geschäft teilte und allen Anforderungen gerecht zu werden wußte. Auch heute noch finden wir sehr viele Frauen von Kaufleuten und Gewerbetreibenden, welche ihre Männer in der angeedeuteten Weise recht wirksam in ihrem berufsmäßigen Thun unterstützen. Immerhin dürfte man deren Zahl im Verhältnis zu der Ausdehnung, die das Geschäftsleben gewonnen, gegen früher nicht als erheblich gewachsen bezeichnen. Eben diese Ausdehnung, die damit vielfach verbundene straffen Trennung der Wohn- und Geschäftsräume, sowie die weit komplizierteren Anforderungen, welche Haus und Gesellschaft an die Frauen der besser situierten Klassen stellen, haben viele Männer veranlaßt, auf die Mitwirkung ihrer Gattinnen im Geschäft zu verzichten; im Großhandel würde man eine Teilnahme der Dame des Hauses sogar als unvereinbar mit ihrer gesellschaftlichen Stellung und mit der Würde des Geschäftes halten.

Auch als Hilfskräfte hat man jüngere und ältere Mädchen beim Einzelverkauf in den verschiedensten Geschäften von jeher herangezogen, hier und da die Töchter oder Verwandte, zumeist aber fremde Personen gegen eine fest vereinbarte Entschädigung, in Geld, nicht selten auch in Kost und Wohnung zu entrichten. Es giebt eine ganze Anzahl Geschäfte, besonders solche, wo vorzugsweise Verbrauchsgegenstände für das weibliche Geschlecht feilgehalten werden, in denen man der Verkäuferin gar nicht entraten kann, und es macht einen peinlichen Eindruck und erregt den Un- und Widerwillen der meisten Käuferinnen, wenn sie sich mancherlei Toilettenstücke von männlichen Verkäufern vorlegen lassen sollen, wie es zum großen Befremden vieler in mancher Handlung noch den kaufenden Damen zugemutet wird.

Die Mitthätigkeit des weiblichen Geschlechtes beim Verkauf von Verbrauchsgegenständen erregte daher auch keinerlei Anstoß, man sah sie als etwas hergebrachtes an; nur wurden die jungen Mädchen, welche sich in dieser Weise ihren Lebensunterhalt erwerben, mehr für eine etwas höhere Art von Dienerinnen angesehen, und sie waren auch, vermöge der Vorbildung, die sie genossen, nur in sehr beschränkter Anzahl für irgend eine andere Aufgabe im Geschäfte geeignet als für die Bedienung der Käufer und das Anprobieren der zur Auswahl vorgelegten Toilettengegenstände. Es konnte vorkommen, daß einer solchen jungen Dame das Zusammenrechnen mehrerer Posten einiges Kopfschmerzen verursachte. Die Kasse, die Korrespondenz und die Bücher wurden in jedem Geschäft, das nur einigermaßen auf den Namen einer regelrecht eingerichteten Handlung Anspruch machte, von Männern geführt.

Darin haben aber die letzten Jahrzehnte einen großen Umschwung hervorgebracht. In einer erheblichen Anzahl recht bedeutender Detailgeschäfte sieht man jetzt weibliche Angestellte an der Kasse sitzen, sie finden Verwendung als Korrespondentinnen und Buchhalterinnen, die dame de comptoir, welche in Frankreich schon lange eine festeingebürgerte Erscheinung war, ist in Deutschland nicht mehr eine Seltenheit — und das haben die Bestrebungen zur Förderung der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechtes bewirkt. Die in dieser Richtung thätigen Vereine haben sämtlich Handelsschulen oder wenigstens Kurse für Erlernung der Buchführung, des kaufmännischen Rechnens und der Korrespondenz eingerichtet und auch die Stellenvermittlung der von ihnen ausgebildeten Schülerinnen in die Hand genommen, es sind durch ihre Anregung und nach ihrem Vorbilde viele Privatanstalten mit gleichen Zielen entstanden, das Programm jeder Fortbildungsschule führt eine derartige Unterweisung als etwas Selbstverständliches auf.

Die Anforderungen, welche diese Anstalten an die Vorbildung ihrer Schülerinnen stellen, sind verschieden: einige verlangen das Abgangszeugnis der ersten Klasse einer höheren Mädchenschule, andere begnügen sich mit dem der zweiten Klasse einer solchen oder sind mit dem Nachweis des Besuchs einer Mittelschule zufrieden oder machen die Aufnahme von dem Anfall eines mit der Bewerberin anzustellenden Examen abhängig. Auch die Dauer des Unterrichtsfurses ist nicht gleichartig. Es giebt Unterrichtsanstalten, wo eine Ausbildung innerhalb dreier Monate vorgeesehen ist, und solche, welche zum Beispiel die Handelsschule des Letzte-Vereins, zwei Klassen mit dem Kurjus von je einem Jahre haben. Das von der Schülerin zu zahlende Honorar wird sich im Durchschnitt auf 15 Mark für den Monat berechnen lassen. Je nach der Zeit und den Mitteln, welche für eine kaufmännische Ausbildung zur Verfügung stehen, sowie nach den Zwecken, die man damit

verbindet, hätte also die Wahl einer Anstalt mit ausgedehnteren oder beschränkteren Kurjen stattzufinden; die von allen Schulen bereitwillig zur Verfügung gestellten Programme geben über alle diese Einzelheiten genauen Aufschluß. Wer sich dem kaufmännischen Berufe im eigentlichen Sinne des Wortes widmen will, sollte, wenn irgend möglich, darauf bedacht sein, eine gründlichere Vorbereitung zu erhalten, welche den Unterricht in neueren Sprachen, Handels- und Wechselkunde, sowie die kaufmännische Korrespondenz in mehreren Sprachen mit umfaßt; für eine Stelle als Verkäuferin dürfte eine weniger ausgedehnte Vorbildung genügen. Anzuraten wäre es übrigens beinahe jedem jungen Mädchen, sich eine gewisse Kenntnis in der Buchführung und im kaufmännischen Rechnen zu verschaffen, dieselbe würde jedem Haushalt in der Stadt und mehr noch auf dem Lande sehr zu statten kommen. Durchaus notwendig wird sie da, wo Frauen selbständig Gewerbe betreiben als Schneiderin, Putzmacherin u. s. w.

Fragt man nun, was ein junges Mädchen erreichen kann, das, ausgerüstet mit einer guten Schulbildung, den Unterricht einer Handelsschule genossen hat, so würde ich mich einer sträflichen Uebertreibung und falschen Vorspiegelung schuldig machen, wenn ich sagen wollte, daß die Aussichten für das von der Handelsschule abgehende junge Mädchen und den von einer solchen kommenden jungen Mann die gleichen wären. Zunächst ist jene im Vorsprunge; sie hat ihre Lehrzeit beendet und erhält eine Stelle, dieser beginnt die seinige erst in einem Handlungshause. Weil dies sich so verhält, liegt auch zunächst noch keine Ungerechtigkeit darin, wenn der Gehalt einer weiblichen Handlungsbefähigten in den ersten Jahren nicht dem eines Kommis entspricht, welcher seine Lehrzeit beendet hat. Zu Ungunsten der Frau fällt nur der Vergleich zwischen dem weiteren Lebensgange beider aus. Der Großhandel, das Bank- und Wechselgeschäft verhalten sich in den deutschen Ländern noch ablehnend gegen die Anstellung weiblicher Kräfte, und es ist bei dem großen Angebot männlicher Kaufleute kaum abzusehen, daß sich darin so bald eine Aenderung vollziehen werde. Dagegen hat die Buchhalterin, die Korrespondentin und Kassiererin im Detailgeschäft bereits festen Fuß gefaßt und wird von manchen Prinzipalen ihren männlichen Kollegen, was Pflicht-eifer und Zuverlässigkeit anbetrifft, nicht nur gleichgestellt, sondern vorgezogen.

Die Entlohnung der weiblichen Kaufleute läßt sich so wenig bestimmt oder auch nur annähernd feststellen, wie die der männlichen; Alter, Geschicklichkeit, Kategorie des Geschäftes, größere oder geringere Verantwortlichkeit sind dabei mitzuprechnen. Es giebt Stellen, die 50 oder 60 Mark im Monat einbringen, es giebt solche wo das Monatsjalar sich auf 150, auf 200 Mark und darüber beläuft; das eine darf man aber wohl als bestimmt annehmen: ein junges Mädchen, welches sich dem kaufmännischen Berufe widmet, hat bei Fleiß, Zuverlässigkeit und Tüchtigkeit die Aussicht auf einen anständigen, auskömmlichen Erwerb und ebenso die Aussicht, sich einmal selbständig machen zu können, was doch wahrlich nicht gering zu veranschlagen ist.

(Schluß folgt.)

Beschreibung des kolorierten Stahlstich-Modenbildes „Mai“.

Fig. 1. Kleid aus Batist de laine. Das jugenbliche Kleid aus hellem gemustertem Batist de laine ist, wie ersichtlich, mit Spitze und Sammetband garniert; für dasselbe stellt man zunächst den unteren Rock 202 Cent. weit aus Satin her, versehen ihn 30 Cent. hoch mit Gazefutter, sowie hinten, 25 und 58 Cent. weit vom oberen Rande entfernt, mit 30 und 36 Cent. weiten Stahlreifen, die mit Bändern zurückgebunden werden, bekleidet ihn am unteren Rande 10 Cent. breit mit Batist de laine und garniert ihn daselbst mit einer 8 Cent. breiten, in Toffalten gelegten Friur von gleichem Stoff. Außerdem liegen dem Rock Garniturteile von Batist de laine auf, die, wie ersichtlich, in Falten arrangiert und mit Spitze besetzt sind. Die vorn und hinten krause Taille ist, wie die Abbildung zeigt, auf den Vorder- und Seitenteilen glatt mit Spitze überdeckt, die man vorn reversartig umgebogen und daselbst am Außenrande mit Draht gestieft hat; aus 6 Cent. breitem Sammetband zusammengelegte Gurteile, deren Ansatz hinten am Rückenteil Blenden aus gleichem Band decken (siehe auch die nebenstehende Rückansicht) und die vorn durch eine geschweifte Schnalle zusammenge-



halten werden, sowie bauschige Ärmel und ein mit gekräuselt Stoff überdeckter Stehragen vervollständigen die mit Hut und Fesseln versehene Taille.

Fig. 2. Mantel aus Gazestoff. Der in Radform gefertigte Mantel aus schwarzgrundigem, buntgemustertem Gazestoff ist mit einem Futter von schwarzem Surah versehen und vorn, sowie hinten durch — nach dem Tailenabschluss sich zuspitzende — Teile aus schwarzem Sammet vervollständigt; den Ansatz der letzteren bedecken pelierinenartige Teile aus Gazestoff ohne Futter. Der Mantel ist mit einem Sammettragen verbunden, vorn zum Schließen mit Hut und Fesseln, sowie innen am Rückenteil mit einem Tailenband versehen, das zum festeren Anschluß desselben dient.

Bezugquelle der Modelle: Berlin, Gerson u. Comp., Fig. 1; Bonwitt u. Littauer, Behrenstraße 26*, Fig. 2.

Eine Lehre für Tadler.

Nachdruck verboten.
 „Wer hat nur diese Gule da ausgestopft?“
 Alles im Laden war ruhig. Der Barbier, der viel zu thun hatte, konnte mit seiner Arbeit nicht innehalten.

Die Kunden, welche warten mußten, bis die Reihe an sie kam, lachten alle und bekümmerten sich wenig um den jungen Mann, der ganz plötzlich diese Frage gestellt. Niemand antwortete.

Der Barbier fuhr fort zu rasieren.

„Sehen Sie denn gar nicht, Herr Braun, wie falsch das ganze Ding ist?“ rief der Jüngling wieder. „Betrachten Sie sich diese eckigen Flügel, den falschen Kopf und den zusammengebrückten Hals — mit einem Worte, die ganze Gule ist ein Fälschwerk. Meinen Worten dürfen Sie glauben, ich habe Tage und Nächte in hundert Sammlungen zugebracht, mich kann man nicht täuschen, ich verstehe das. Der Vogel ist falsch vom Schnabel bis zum Schwanz. Herr Braun, Herr Braun, nehmen Sie dieses Tier herunter, oder Sie machen sich zum Gespött der ganzen Stadt!“

Der Barbier fuhr fort zu rasieren.

„Ich habe mich mit dem Studium der Eulen und anderer Nachtvögel beschäftigt, und ich kann Sie versichern, eine Gule kann nicht sitzen, ohne sich fester aufzustützen. Hat eine Gule jemals so gebogene Krallen? Hat sie, wenn sie ruhig sitzt, so gerade Füße und so einen verbogenen Hals? Das ist unmöglich, das ist gegen alle Naturgesetze! Die Anatomie und die Ornithologie lehren, daß die Gule Zehen hat, die sich unmöglich so biegen können. Ich habe die Eulen studiert, und solch' eine Arbeit zu sehen, empört all mein Blut! Ich begreife nicht, Herr Braun, wie Sie das Tier in dieser Stellung in Ihrem Laden dulden können! Der Mann der die Gule ausgestopft, hat sein Lehrgeld sonst ausgegeben.“

Der Barbier fuhr fort zu rasieren.

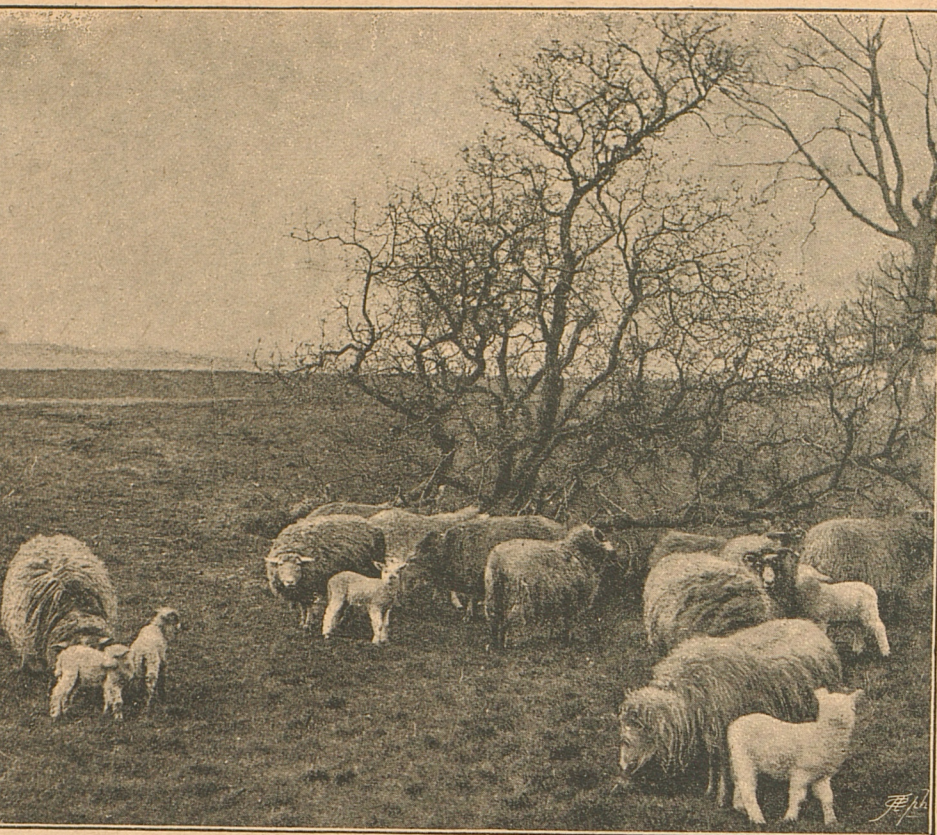
„Betrachten Sie nur diese Augen! Ich bin starr vor Staunen, daß man es wagt, solch' elendes Glas dazu zu verwenden, und noch mehr darüber, daß Sie so etwas kaufen konnten. Ich bitte Sie, Herr Braun, nehmen Sie den Vogel herunter und lassen Sie ihn noch einmal austopfen!“

Der Barbier fuhr fort zu rasieren.

„Mit etwas Sägespänen und Baumrinde könnte ich im Finstern eine Gule besser austopfen, als diese da ist. Ich könnte einen alten Hut einer Gule ähnlicher sehen machen, als dieses Tier, das so steif da oben sitzt, als wäre es aus hartem Leder, hahaha! An dem Vogel ist nicht eine natürliche Feder!“

Gerade in diesem Augenblicke rührte sich die Gule, stieg ernst und schwerfällig von ihrer Stange, ging langsam auf und ab und betrachtete ihren so viele Fehler findenden Kritiker, welcher geglaubt, sie sei ausgestopft, mit einem Blicke, als wollte sie sagen: „Diesmal hat dich dein Wissen arg im Stich gelassen, verschwinde es nicht wieder an einen lebenden Vogel! Ich bin eine Gule; du auch eine — guten Morgen, Herr Kritiker!“

Der Barbier fuhr fort zu rasieren.

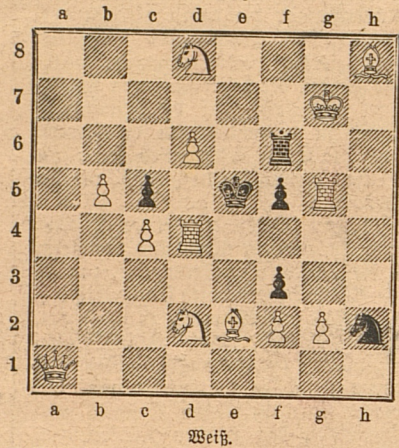


Frühlingsweide.

Schach.

Aufgabe Nr. 265.

Von Prediger Jespersen.
 Schwarz.



Weiß sieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 263 Seite 140.

- Weiß.
 1. Lc1 - b2.
 Schwarz.
 2. c3 u. b2 oder - c2.
 Weiß.
 2. Dh1 - b1 oder Sf7 - d6 matt.
 A.
 Weiß.
 1. ...
 Schwarz.
 1. Sg2 - f4 oder anders.
 Weiß.
 2. g3 - g4 oder D. matt.
 B.
 Weiß.
 1. ...
 Schwarz.
 1. Kf5 - e4.
 Weiß.
 2. Tg6 - g4 matt.

Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 117.

Ein Bijouteriewarenhändler stellte eines Tages in seinem Schaufenster 40 Broschen in nebenstehender Weise auf, sodas auf jeder Seite 11 lagen. An jedem der folgenden vier Tage verkaufte er je 4, am fünften aber nur 2 Broschen. Dennoch verstand er es, stets nach vollzogenem Tagesverkauf die übrig gebliebenen Broschen so zu ordnen, daß, wie ursprünglich, auf jeder Seite 11 Piecen gezählt werden konnten. Wie verfuhr er?

1	9	1
9		9
1	9	1

Auflösung der Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 115 Seite 140.

- Roswitha
- Amsterdäm
- Palästinä
- Hufeland
- Augustin
- Chefrail
- Lascasja
- Santalum
- Angelico
- Parvaez
- Zacharia
- Indianer
- Ornament.

Korrespondenz.

Anonyme Anfragen aus Abonnentenkreisen finden keine Beachtung. Jede Anfrage muß die vollständige Postadresse des Fragestellers und die Angabe, wo der Fragesteller auf den „Bazar“ abonniert ist, enthalten.

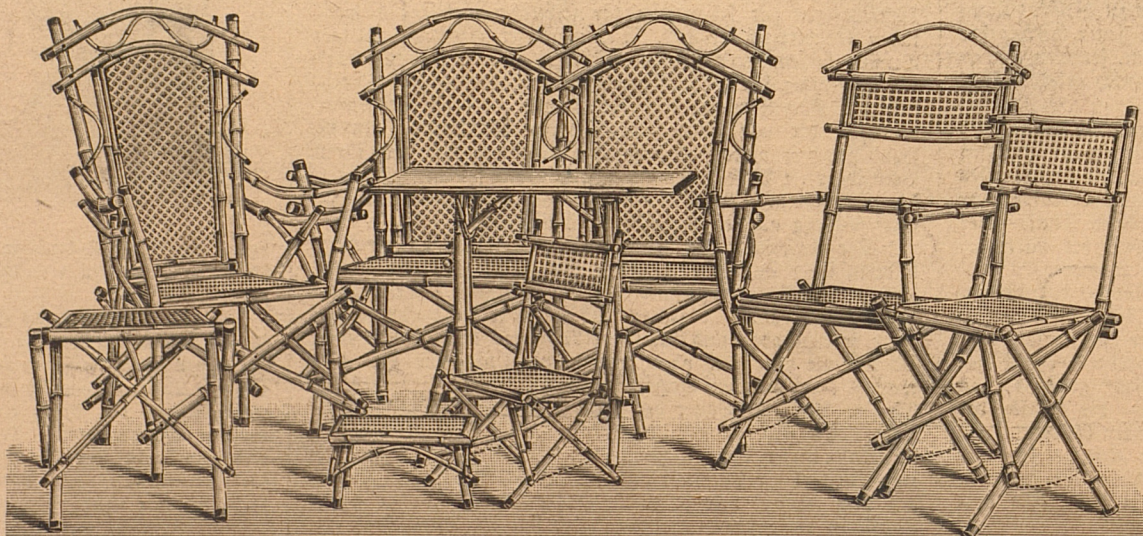
Neue Balkon- und Verandamöbel aus Bambusrohr (s. die untenstehende Abbildung). Die in Material, Form und Ausstattung neuen eigenartigen, eleganten Möbel, die jedem Anspruch auf Bequemlichkeit Rechnung tragen, haben mit Recht die Aufmerksamkeit der Besucher der diesjährigen Berliner Gartenbau-Ausstellung erregt. Die Gestelle und Rahmen der Möbel sind aus starkem Bambusrohr gefertigt und an den Enden mit verdickten Kapiteln verziert. Sitze und Rückenlehnen aus der widerstandsfähigen, leber Bitterung trocknenden Raffiafaser geflochten. Das außerordentlich geringe Gewicht der Bambusmöbel läßt sie zur Benutzung auf Balkonen, Veranden, in Gartenhäusern u. s. w. besonders geeignet erscheinen und verleist ihnen den Vorzug, sie leicht überall unterbringen zu lassen, während sie mit Leichtigkeit, falls sie nicht mehr gebraucht werden, zusammengeklappt und fortgeschickt werden können.

Bezugsquelle für die vorstehend beschriebenen Möbel ist das Magazin des königl. Hoflieferanten E. Cohn, Berlin SW., Leipzigerstraße 88. Dasselbe verleiht seine neuen Spezial-Preislisten über Garten- und Verandamöbel den Lesern des „Bazar“ auf Wunsch kostenfrei.

Haushalt und Küche. K. D. in Worms. Um Obst- oder Weinflöße zc. aus poliertem Marmor zu entfernen, befeuchtet man dieselben mit schwacher Kleealösung, wäscht mit reinem Wasser nach und schleift mit fein gestohlenen, gestiebtem, weißem Marmor mittelst eines Lappchens, das in Wasser und dann in das Pulver getaucht wird. Dann poliert man mit Zinnasche nach.

K. W. Rothweinstele lassen sich aus Holz durch Bleichmittel, wie Eau de Javelle, wässrige schweflige Säure zc., entfernen. Es genügt vielleicht auch, das Holz zunächst gehörig zu durchfeuchten und dann den Dämpfen verbrennenden Schwefels auszusetzen, um die Flecken zum Verschwinden zu bringen.

Frau W. S. in Mainz. Ein wohlgeschmecktes Ragout, heiß in Muscheln zu servieren, stellt man nach folgendem Rezept her. Einige Kalbsmilche werden gewässert, in kochendem Wasser blanchiert und in kaltem Wasser abgeteilt, ausgehäutet und in ziemlich große Würfel geschnitten, ebenso abgehäutete, blanchierte und weichgekochte Champignons; hierzu fügt man noch abgekochten, von Haut und Gräten befreiten, in kleine Stücke zerplückten Karpfen, Hecht oder Lander, thut alles in dicklich eingedickte weiße Coulis, die mit etwas Weißwein, Sardellenbutter und Zitronensaft zu einer pikanten Sauce hergestellt und mit einigen Eidottern legiert ist, füllt das Ragout in Muschelschalen, freut Parmesantäfel und geriebenes Mandlbrot darüber, trüffelt Krebsbutter darauf und läßt bei guter Oberhitze im heißen Ofen eine hellbraune Kruste darüber backen.



Neue Balkon- und Verandamöbel aus Bambusrohr.

M. S. in M. Der Inhalt des „Küchenkalenders“ könnte im wesentlichen doch nur Wiederholungen bieten, deshalb zogen wir es vor, einen Zwischenraum mit der Wiederaufnahme desselben eintreten zu lassen.

L. D. in F. Man lockert den Eisenrost zunächst durch wiederholtes Befeuhen mit Petroleum und scheidet dann mit Sand und Wasser nach. Gemische Lösungsmittel für Eisenrost, die das umgebende Metall nicht auch angreifen würden, giebt es nicht.

L. W. Zum Anstreichen oder Bemalen von Kachelöfen benutzt man Wachsfarbe, die mit Terpentinöl streichfähig gemacht wird. Die Wachsfarbe weiß jeder Maler zu bereiten.

Wäsche, Garderobe und Schmuck.

G. S. in W. Bergilbte weiße Seide kann durch Einlegen in eine Mischung aus fünf Teilen kauslichem Wasserstoffsuperoxyd und hundert Teilen Wasser gebleicht werden. Durch das Gas, welches sich während des Bleichens entwickelt, werden die Stoffe emporgehoben; um eine gleichmäßige Bleichung zu erzielen, muß man die Stoffe von Zeit zu Zeit zu Boden brücken, oder besser noch durch Beschweren niederhalten. Im übrigen verweisen wir Sie auf den Aufsatz „Verwendung von Wasserstoffsuperoxyd im Haushalt“ auf Seite 40, Jahrgang 1887 des „Bazar“.

A. v. W. Man kann versuchen, durch Druck entstandene Falten in Seidenstammet in der Weise zu entfernen, daß man die Stellen auf der Rückseite mit einer durchschnittenen Zwiebel bestricht und sie dann mit derselben Seite über ein heißes Eisen zieht; besser ist es jedenfalls, die Sachen einer Anstalt zu übergeben, die im Besitz der nötigen Dampfapparate sich befindet.

Kosmetik und Gesundheitspflege.

G. in A. Das Aufhellen der Haarfarbe kann nur durch Waschen des Haars mit Wasserstoffsuperoxyd-Lösung (im Handel unter sehr verschiedenen Namen: Auricomus, golden Hair wash u. käuflich) geschehen. An und für sich ist das in größeren Apotheken käufliche Mittel nicht schädlich, aber es liegen Fälle vor, in welchen das Haar nach dem fortgesetzten Gebrauch mit diesem Mittel brüchig wurde. Das nachwachsende Haar tritt selbstverständlich mit seiner ursprünglichen Farbe an die Oberfläche und muß dann immer wieder nachgebleicht werden, wodurch allmählich auch das schon gebleichte Haar angegriffen wird.

Fr. v. A. Das Mittel ist uns seiner Zusammensetzung nach nicht bekannt; der Namen des die Unschädlichkeit bezeugenden gerichtlichen Chemikers dürfte aber Gewähr für die Harmlosigkeit des Mittels bieten.

G. J. in P. Nur der Arzt kann da Abhilfe schaffen. Abonnentin in Br. Die Urtiaden der Gehörkrankheiten sind sehr verschieden; daher ist schon aus diesem Grunde ein „unfehlbares Heilmittel“ gegen Taubheit u. s. w. ein Unding. Wir können nicht dringend genug davon abraten, sich aller in ähnlicher Weise angepriesenen Mittel zu bedienen, also auch des „Chinesischen Balsams“ nicht, der ebenso wertlos ist, wie andere in Zeitungen angepriesenen Heilmittel. Zuerst gilt es, durch den Arzt die Urtiade der Gehörstörungen feststellen zu lassen, dann werden sich auch die rechten Mittel finden lassen.

Frau Marie J. in F. Eins der einfachsten und billigsten Mittel gegen rauhe und aufgegringene Hände besteht darin, daß man die Hände erst gründlich mit Seife reinigt. Nachdem dies geschehen, schäumt man abermals tüchtig mit Seifenwasser die Hände ein, nimmt nun eine Bohne groß gutes reines Schweinefett oder Coldcream, verreibt dies tüchtig in den Händen mit dem Seifenwasser — es bildet sich hierbei in wenigen Minuten eine sogenannte überfettete Seife in Form eines Seifeniniments — und dann spült man die Hände ab. Man erhält hierdurch eine weiche, geschmeidige Haut und hat nicht das Unangenehme, daß man fettige Hände behält, mit denen man, wenn man z. B. Coldcream oder Glycerin für sich allein verwendet, jedes Briefpapier beschmutzen würde. Bei Verwendung von Glycerin gegen aufgegringene Hände wird leider auch größtenteils der Fehler begangen, daß man dasselbe konzentriert anwendet. Glycerin in konzentriertem Zustande entnimmt der Haut begierig Feuchtigkeit, daher sollte man dasselbe bei der Verwendung mindestens zur Hälfte mit Wasser verdünnen.

M. N. in B. Was würde wohl Ihr Hausarzt dazu sagen, wenn wir ihm ins Handwerk pfuschen würden? Im vorliegenden Falle dürfte ein Mittel, welches freilich in keiner Apotheke käuflich ist, das Uebel, wenn nicht ganz zum Verschwinden bringen, so doch wesentlich verkleinern, und das ist — die Zeit!

Verschiedenes. S. B. in Aachen. In uneigentlicher (nichträumlicher) Bedeutung regieren die Präpositionen auf und über in der Regel den vierten Fall.

Fr. S. in Gr. G. Die Form eines Gerätes ist doch aber nicht gleichgültig! Dieselbe soll vielmehr seinem Zweck entsprechen und denselben ausprechen. Schönheit ist angelegentlich zweckmäßigkeit in gefälliger Form. Diese aber soll dem Material gemäß sein und nicht dem Holz oder Eisen zimmern, was die Leistungsfähigkeit des Silbers ist, das Silber andererseits nicht wie Leder oder Stein behandeln. Auch die Verzierung ist nicht gleichgültig! Sie soll die eigentümlichen Vorzüge des Materials verwerten, darf die Grundform weder verhüllen noch überladen, noch weniger den Gebrauch stören; sie dient dazu, Sinn und Bedeutung des Gegenstandes, den sie schmückt, klar zu veranschaulichen. Hieran ist festzuhalten!

Anna v. F. - g. in B. Die besten Gebirgs entkommen meist einer feinen Nachempfindung des Volksliedes; schlechte sind fast immer ein übergeratenes Noiait litterarischer Reminiszenzen. Dazu kommen dann als besondere Kennzeichen dilettantischer Stimmerei: Unklarheit im Ausdruck, unsichere Metrik, Platitude der Gedanken, falsche Bilder u. s. w.

Erna v. N. in F. Die Farbe des Strahlenstoffs muß mit den Farben der Trägerin harmonieren, ist aber auch von der Jahreszeit abhängig. Im Sommer wirken helle, leichte Stoffe entschieden vorteilhaft, während sie uns im Winter unangenehm auffallen würden.

Frau Amsträtin P. in F. Es sind die Franzosen, welche behaupten, die englischen Frauen hätten „zwei linke Hände“, nicht wir Deutsche. Davor bewahrt uns schon die uns angeborene, unausrottbare Ueberschätzung alles Fremden.

Abonnentin in Ortrand. „Der erste Kuß“ ist leider nicht verwendbar; wollen Sie gefälligst über das Manuscript verfügen.

Fortsetze M. v. J. in C. Dem bekannten pietätvollen Worte, welches mahnt, von den Geforderten nur Gutes zu reden, widerspricht ein Wort Voltaires: On doit des égards aux vivants, on ne doit aux morts que la vérité.

Freiin v. R. in N. Auf die Unterzeichnung von Edelsteinen und Halbedelsteinen wird in der Praxis kein großer Wert gelegt; die Schönheit der einzelnen Stücke ist der einzige Wertmesser, und nicht selten übersteigt der Halbedelstein durch seine besondere Schönheit oder Größe den Wert des Edelsteins. Dem Diamanten, der unstreitig die erste Stelle unter den Edelsteinen einnimmt, stehen am nächsten der Rubin (rot), Smaragd (rein grün) — beide sehr geschätzt, wenn sie klar und durchsichtig, und die erdigen sehr teuer, wenn sie hochfarbige rote Farbe haben — ferner Saphir (blau) und Spinell (besonders wertvoll, wenn er durchsichtig, rosefärbt oder farnrosafärbt ist).

N. P. in Linz. Poetisch empfunden aber noch nicht formgewandt genug. Elsa v. St. in Duapest. Sehr vorteilhafte und lebhaftige Farbenverbindungen mit Meergrün sind: Meergrün und Ziegelrot, M. u. Zinnober, M. u. Gelb, M. u. Karminrot, M. u. Violett, M. u. Purpur, M. u. Blau — letztere drei Kompositionen in bunten Mustern.

Anfragen. Giebt es eine Anstalt, in welcher man ein taubstummes Mädchen von 20 Jahren, das vom 9. bis zum 14. Lebensjahr in einer Taubstummenanstalt ausgebildet und in der Feld-, Haus- und Handarbeit, sowie im Schneiderwohl bewandert ist, zeitweilig unterbringen könnte?

J. A. in M.